

# Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer  
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Zukunft auf gutem Grund  
Impulsreferat zur Ökumene bei der EKD-Synode **3**

Mit Schuld umgehen  
Erfahrung im Gefängnis **8**

Wider die Degradierung eines Berufsstands  
Erster Konvent von Schulpfarrer/innen in der ELKB **9**

Ungehaltene Rede  
Dank eines (Ur-)Altordinierten anlässlich  
der Jubiläumsfeier **13**

Evangelische Partnerhilfe  
Dank an alle Spenderinnen und Spender **23**

Einladung zum Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer  
in der EKHN **Heftmitte**

# Liebe Leserin, lieber Leser,

nach dem Jubiläum ist vor dem Jubiläum! Kaum hat sich der Thesenanschlag zum 500sten Mal geöhrt, kaum die Nassauische Union zum 200sten Mal, stehen neue Gedenktage ins Haus.

Fünzig Jahre ist es her, dass die „68er“ das Leben in Deutschland veränderten. Auch der Tod Karl Barths fällt in dieses Jahr. Vor einem ganzen Jahrhundert zerbrachen Thron und Altar, als der erste Weltkrieg endete. Karl Marx wurde vor 200 Jahren geboren, und natürlich gilt es, auch den Beginn des 30jährigen Krieges vor 400 Jahren zu bedenken.

In der vorliegenden Ausgabe finden Sie bereits Hinweise auf einige dieser Ereignisse, vor allem in den zahlreichen Rezensionen ab Seite 15. Anlässlich ihres „kleinen Jubiläums“ sagt die Evangelische Partnerhilfe – seit 25 Jahren unterstützt sie Amtsbrüder und -schwestern in Osteuropa – allen Spenderinnen und Spendern Dank (Seite 23).

Worte angesichts eines ganz persönlichen Jubiläums formuliert der nach eigenen Worten „(Ur-)Altordinierte“ Traugott Linz im Rückblick auf die Jahrzehnte seit seiner Ordination (Seite 13).

Aber manches ist auch neu: Aus der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern erreicht uns ein Bericht von Roland Spliesgart über den ersten Konvent der Pfarrerinnen und Pfarrer im Schuldienst (Seite 9). Er enthält unter dem Titel „Wider die Degradierung eines Berufsstandes“ viele Impulse und wertvolle Gedanken, die ihre Kraft bei denen entfalten mögen, die in unseren Kirchen den Schuldienst versehen und auf kirchenleitender Ebene dafür verantwortlich sind.

Ganz besonders darf ich Sie auf zwei Dinge hinweisen: Zum einen sucht die Studentin Selina Klein für ihre Abschlussarbeit im Fach Kirchengeschichte Zeitzeugen, die 1967 bis 1968 an der theologischen Fakultät der Uni Mainz eingeschrieben waren und über die „progressiven Ereignisse und Entwicklungen“ an der Hochschule und in der Studierenden-gemeinde Auskunft geben können. Infos und einen Kontakt hierzu finden Sie auf Seite 14.

Die Studentin hat übrigens zugesagt, dem Hessischen Pfarrblatt zu gegebener Zeit eine Zusammenfassung ihrer Ergebnisse zur Verfügung zu stellen, worauf wir uns sicherlich freuen dürfen!

Zum anderen finden Sie in der Heftmitte die Einladung zum Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer in der EKHN. In diesem Jahr geht es nach Idstein, wo Sie neben einem Vortrag über „Betene und seelische Gesundheit“ auch die frisch renovierte Unionskirche erwartet, „einer der spektakulärsten Kirchenräume der EKHN“.

Schließlich berichtet Frank Illgen über Erfahrungen in Bezug auf den Umgang mit Schuld im Gefängnis (Seite 8), und von Christiane Florin dokumentieren wir eine pointierte Rede auf der EKD-Synode im November letzten Jahres in Bonn. Die Redakteurin für Religion und Gesellschaft beim Deutschlandfunk nimmt mit einer gewissen Ironie, aber nicht ohne einen positiven Impetus so manches Jubiläum in den Blick, um anhand dessen Auskunft über den Stand der Ökumene in der Gegenwart zu geben (Seite 3).

Nach dem Jubiläum ist vor dem Jubiläum: So kräftezehrend mancher die Fokussierung auf das Reformationsjubiläum empfunden haben mag, so inspirierend mag es sein, sich nun mit anderen Ereignissen und ihrer Bedeutung für uns Heutige auseinanderzusetzen. Über Ihre Beiträge für's Pfarrblatt und den Austausch über 1618, 1818, 1918, 1968, 1993 und mehr freue ich mich schon jetzt!

Mit guten Wünschen für eine gesegnete Lektüre

*Ingo Schütz*

# Impulsreferat zur Ökumene bei der EKD-Synode

Christiane Florin

*Nachfolgend dokumentieren wir das Impulsreferat der Redakteurin beim Deutschlandfunk im Rahmen der Behandlung des Schwerpunktthemas „Zukunft auf gutem Grund“ bei der 4. Tagung der 12. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 12.–15. November in Bonn.*

Verehrtes Präsidium, Hohe Synode, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zunächst vielen Dank für die Einladung, hier als Journalistin und Katholikin sprechen zu dürfen.

Bossa Nova und Ballett, ein Lob vorweg zum Thema „Ökumene“.

Meine sehr fromme Tante wurde in den 1960er-Jahren geschieden. Wenn sie sich jemandem vorstellte, sagte sie: Mein Name ist Christine Pahlke, ich bin unschuldig geschieden. Eine zerbrochene Ehe war damals in einem katholischen Dorf, gar nicht weit von hier, eine Schande. Mit dem Wörtchen „unschuldig“ konnte sie, so glaubte sie zumindest, diese Schande ein bisschen mindern, auch wenn es nur ein weltliches Gericht war, das ihr die Absolution erteilt hatte. Wenn später, in den 70er-Jahren, in unserer Familie darüber gesprochen wurde, seufzte meine Großmutter: Warum musste sie denn auch unbedingt einen Protestanten heiraten, noch dazu einen Flüchtling aus Königsberg? Schuld war nur der Bossa Nova, behauptet ein alter Schlager. Schuld sind nur die Protestanten, hieß der katholische Standardtanz.

Am Reformationstag haben wir im Deutschlandfunk ein Interview mit der Schriftstellerin Ulla Hahn gesendet. Sie stammt ja aus einer ähnlichen ökumenischen Problemzone wie ich und hat vor kurzem den vierten Teil ihres autobiografischen Romans über das Arbeiterkind Hilla Palm vorgelegt. Ich habe sie gefragt: Wie viele evangelische Kinder haben Sie denn in den 50er-Jahren gekannt? Ihre Antwort: „Gar keine. Die waren auf dem Schulhof die Personen, die in den Pausen in kleinen Ecken stehen durften, während wir mit unserer katholischen Übermacht den Schulhof quasi okupiert haben.“ Als sie sich in einen evangelischen Jungen verliebt habe, sei die Familie in

heller Aufruhr gewesen. Aber die Beziehung ging „zum Glück“ schnell in die Brüche.

Die konfessionellen Machtverhältnisse auf Schulhöfen und Heiratsmärkten waren die Tiefausläufer eines blutigen, ausdauernden Kampfes um den richtigen Gott, die richtige Rechtfertigung, die richtige Gnade. „Wir sind alle Kinder von Glaubenskriegern“, sagt Tillmann Bendikowski, Autor eines populärwissenschaftlichen Buchs über die Reformation. Ich glaube, allein für derart demütig stimmende Erkenntnisse sind Jubiläen ganz praktisch, erst recht, wenn sie ein halbes Jahrtausend umfassen.

Die Feier der Reformation 2017 geht – jedenfalls für uns Journalisten – nahtlos über in das Gedenken an den Beginn des Dreißigjährigen Krieges 2018. Aus Konfessionskriegen wurden Raufereien, aus Raufereien theologische Tritte vors Schienbein – Sie wissen schon: „Kirche im nicht eigentlichen Sinne“ –, es gab Schritte vor und Schritte zurück. Mittlerweile sieht der Spitzentanz der beiden Kirchenoberen schon wie ein Ballett aus.

Vom Dreißigjährigen Krieg bis zu so manchem dreißigjährigen evangelisch-katholischen Ehejubiläum – das ist dann doch eine Erfolgsgeschichte, ein Wunder, seit dem Reformationstag von Lund sogar ein vom Vatikan anerkanntes. Das Wunder wurde möglich, weil es immer Menschen beider Konfessionen gab, die daran glaubten, obwohl Wunder doch katholischer Kinder Glaube sind. Es war möglich, weil Menschen auf ihr Gewissen hörten, obwohl das Gewissen, wie mir einmal ein konservativer Katholik zuraunte, eine evangelische Erfindung sein soll, jedenfalls dann, wenn es zu einem anderen Ergebnis kommt als die römisch-katholische Kirche. Und dieser Erfolg war möglich, weil für Gläubige die Trotzphase niemals endet. Trotz so manchem Heiligen Vater, trotz so manchem Tritt und Rückschritt wurde dieser Stand immerhin erreicht.

Das muss als Lobeshymne erst einmal genügen. Journalistisch betrachtet, macht Erfolg erotisch. Für den Erfolg der Ökumene gilt das nicht. Das Wort klingt ein bisschen so wie frü-

her in der Schule, wenn im Winter die Lehrerin in die Hände klatschte, das Fenster aufriss und „Endlich frische Luft!“ ausrief. Dabei war das Gros der Klasse eigentlich ganz zufrieden. „Los, los, Ökumene!“, das hat etwas Gouvernantenhaftes, etwas per se Gutes, auch etwas von betreuter Begeisterung.

Mein evangelischer Kollege bei „Christ & Welt“, ein Freund von Wolf Biermann, hat einmal folgenden Kalauer-Reim durch die Redaktion gerufen: Wenn ich mich nach dir sehne, ist das auch schon Ökumene? Als wir es druckten, gab es böse Leserbriefe, so dürfe man nicht über Ökumene sprechen. Jedenfalls fiel das Wort Sehnsucht beim Besuch der EKD in Rom in diesem Jahr. Aber ich meine, wenn die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit größer gewesen wäre als die Sehnsucht, Recht zu behalten, und wenn das Leiden an der Trennung wirklich größer wäre als das Leiden an Deutungshoheitsverlusten, dann wäre doch schon mehr erreicht.

In Redaktionskonferenzen, um ein bisschen aus der Werkstatt zu plaudern, löst das Wort „Ökumene“ eine ähnliche Euphorie aus wie das Wort „Ehe-Katechese“. Die besser Informierten sagen immerhin: Ökumene, das ist doch die Sache mit dem gemeinsamen Abendmahl, das nicht zustande kommt. Die Älteren erinnern sich: Da gab es doch mal Ärger mit einem Herrn Hasenbergerl oder so ähnlich. Sich nicht an einen Tisch zu setzen, das ist jedenfalls ein einprägsames Negativbild, ganz gleich, wie gut begründet die Angst ums theologische Tafelsilber der Tischordnungsverwalter sein mag.

Mein journalistischer Impuls ist: Solange kein Termin feststeht, einfach mal ein öffentliches Abendmahls-Fasten einlegen. Erst wieder davon reden, wenn die Einladung auch wirklich verschickt werden kann. Ansonsten verschleißt sich der Cliffhanger Abendmahl genauso wie die dramatische Schlussmusik bei der 1648. Folge der „Lindenstraße“.

An manchen in der Redaktionsrunde ist aber sogar dieser mediale Abendmahlskelch vorbeigegangen. Sie wissen eigentlich gar nicht, was Ökumene ist. „Gibt es dafür auch ein deutsches Wort?“, werde ich dann gefragt. Gute Frage, die ich gern an Fachkräfte weiterreiche. Denn die haben auch keine griffige Antwort.

Experten beschreiben Ökumene vor allem als das, was sie nicht ist. Es ist keine Einheits-

kirche, hat Margot Käßmann vor Kurzem noch gesagt. Es ist auch keine Einheitsbibel. Ich war bei einer Präsentation der beiden neuen Bibeln; da war eigentlich jede Seite stolz auf ihre katholischen und protestantischen Komata. Ökumene heißt wohl auch nicht: Die evangelischen Christen begeben sich reuig in die Obhut der Una Sancta und ordnen sich dem Papst unter, auch wenn Kölns Erzbischof Rainer Maria Woelki das in der Herder-Korrespondenz kurz vor dem Höhepunkt des Reformationsjubiläums geschrieben und an all die Unterschiede in der Moraltheologie und im Amtsverständnis erinnert hat. Für mich klang da ein bisschen dieses „Unschuldig geschieden“ meiner Tante mit: Die Protestanten sind halt immer an der Trennung schuld.

Das Gegenmodell zur Reue-Ökumene ist die Konvergenz in die andere Richtung. Das ist das unter Journalisten favorisierte Modell, wenn sie nicht gerade Feuilletonkatholiken sind. Das heißt, der Papst erlaubt die Priesterinnenweihe, lässt Pfarrerinnen und Pfarrer heiraten, das Volk macht weniger Wirbel um Maria, und die Theologen stellen sich nicht so an bei der Frage, ob Christus nun leibhaftig anwesend ist in Brot und Wein.

Ökumene heißt weder das eine noch das andere. Was bedeutet es aber dann? Ökumene ist meiner Ansicht nach weniger ein klar definiertes Ziel als eine Lebenshaltung. Das Wort beschreibt eher einen kulturellen als einen theologischen Prozess. Derzeit werden Identitätsfragen stark ideologisiert: das Geschlecht, die Religion, die Nation, das Wir, das andere, das Eigene, das Fremde. Ängste bestimmen die Politik stärker als Verheißungen; Erfolge feiert, wer den Ängstlichen einen Schuldigen anbietet: „die“ Flüchtlinge, „die“ Merkel, „den“ Staatsfunk.

Just in dieser Zeit entideologisieren Katholiken und Protestanten ihre Differenz, sie bemühen sich zumindest darum. Sie bemühen sich um – Luther hätte über das Wort gespottet; ich sage es trotzdem – wertschätzende Kommunikation, wobei angesichts der Geschichte Wertschätzung schon darin bestehen kann, Abwertung zu vermeiden.

Der EKD-Ratsvorsitzende und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz haken einander demonstrativ unter. Sie wirken in diesem Jahr so unzertrennlich, dass ich dachte, es gibt auch noch eine Playmobil-Edition der beiden.

Mein Buch „Der Weiberaufstand“ wurde vorhin kurz erwähnt. Hätte eine Frau an der Spitze der EKD gestanden, wäre vermutlich weiter einfach nur von versöhnter Verschiedenheit die Rede gewesen.

Aber jetzt hat das Ganze die höheren Weihen einer Männerfreundschaft, auch wenn katholischen Frauen die Weihe weiterhin erspart bleibt, wie wir einem Flugzeuginterview mit Papst Franziskus entnehmen konnten, just auf der Rückreise von Schweden, wo er eine lutherische Erzbischöfin geherzt hatte. Da sagte er ja: Die Tür ist weiter zu. – Aber das nur in Klammern.

In diesem ökumenischen Lebensgefühl gibt zwar in Wirklichkeit keiner Kompetenzen und Deutungshoheit ab, keiner mischt sich in die inneren Angelegenheiten des anderen wirklich ein, und keiner mutet dem anderen etwas zu. Das sieht eigentlich nach einer sehr oberflächlichen Partystimmung aus, aber ich glaube, es geht doch tiefer. Diese Haltung steht quer zu einem populistischen Zeitgeist, der dem Gedanken huldigt: Wenn alle so wären wie wir, dann wäre alles besser.

Ökumene 2017 heißt: Die Mitte und die Spitzen der Kirchen glauben nicht mehr daran, dass die Welt besser wäre, wenn entweder alle katholisch oder evangelisch wären. Ökumene 2017 heißt: Es ist nicht immer der jeweils andere schuld. Ökumene 2017 lässt den anderen anders sein. Das ist ein starkes Zeichen oder, je nach Perspektive, ein starkes Stück.

Rechtskatholiken und Evangelikale sehen gerade in der hier beschriebenen Ökumene einen Identitätsverlust. Die Ränder beider Kirchen berühren sich im Kampf gegen den Islam und gegen das, was man an den Rändern für Gender hält. Sie docken an populistische Bewegungen an, um die Kräfte für einen Kulturkampf zu bündeln. Der Jesuit und Papstvertraute Antonio Spadaro hat diese Allianzen treffend eine „Ökumene des Hasses“ genannt. Populisten sind geradezu süchtig danach, die vermeintlich Schuldigen – Muslime, Linke, Liberale, die Elite – ans Volk auszuliefern.

Ich glaube, wesentlich schärfer als die Trennlinie zwischen den Konfessionen ist die Spaltung innerhalb der Konfessionen. Die Pole der Polarisierung heißen nicht mehr katholisch oder evangelisch, sondern autoritär und liberal. Sehnsucht nach klarer Ansage

kollidiert mit Pluralismusfähigkeit. Die Kirchen schrumpfen. Darüber können wir bei aller Euphorie nicht hinwegsehen. Wer bleibt? Schrumpfen sie sich vielleicht krank? Vielleicht sind diese Identitären, die das christliche Abendland gepachtet zu haben glauben, der heilige Rest in beiden Konfessionen. Sie brennen, bekennen und bekämpfen, sie sammeln eifrig Geld und Anhänger. Ich bekenne: Ich bin eine laue Katholikin, das aber mit Leidenschaft – schon allein deshalb, weil ich die Leidenschaft nicht den Pluralismusverächtern überlassen will.

Pluralismus schätzen heißt aber auch: sich keine falschen Alternativen aufzwingen lassen. Die jüngeren Debatten stecken voller falscher Alternativen: Sollen sich die Kirchen politisch einmischen oder gar nicht? Hat die Moral den Glauben ersetzt? Dominiert Gefühligkeit über Intellekt? Dann natürlich meine falsche Lieblingsalternative: Gefühlsüberschuss und Östrogenüberschuss werden kurzgeschlossen, Verweiblichung soll schuld sein am mangelnden Intellekt. Diese Debatte kennen Sie ja auch.

Natürlich sollen sich beide Kirchen politisch und gesellschaftlich einmischen. Nicht das Ob ist die Frage, sondern das Wie. In dieser Hinsicht war das Jahr des Reformationsjubiläums für mich als Journalistin, als Beobachterin von außen eher ernüchternd.

Beide Kirchen fielen dadurch auf, dass sie es sich auf der großen Bühne zu leicht gemacht haben: zu wenig ringend, zu wenig ernsthaft und auch zu wenig geistesgegenwärtig. Prominenz hat oft die Relevanz ersetzt. Zur Schau gestellt wurde eine Ökumene der Belanglosigkeit, eine Mischung aus Scheinriesentum und Selbstverzweigung.

Toleranz, miteinander reden, irgendwas gegen die AfD und für das Grundgesetz – das passt natürlich immer. Das ist so anschlussfähig wie ein Playmobil-Luther, den Sie mit einer anderen Kopfbedeckung auch im Krankenhaus einsetzen können oder der Astronaut oder Lokführer werden kann.

Der Cordon Sanitaire gegen den Hass auf die Schwächsten ist natürlich wichtig, aber wenn man ihn so dürftig begründet, dann wird er nicht halten; da bin ich mir sicher. Zu viele Texte entstehen, weil es eine Kommission gibt, die Texte entstehen lassen soll. In diesen Texten siegt der Wunsch meistens über die Wirklichkeit, das Reden über das Zuhö-

ren und das Appellieren über das Fragen. In großen Ansprachen und in kleinen Morgenandachten im Radio illustriert der sogenannte lebensweltliche Einstieg oft nur das, was man ohnehin gesagt hätte.

Ich glaube, die Kirchen brauchen, wenn ihre Vertreter öffentlich sprechen, einen viel wacheren Blick auf die Gesellschaft, einen viel genaueren Blick auf die Gesellschaft. Das Vokabular klingt schon schläfrig. Ökumenische Schriften zur Wirtschaftsethik heißen dann: „Der Mensch im Mittelpunkt“. Da schlafe ich schon beim Titel ein. In Wirklichkeit gerät der Mensch unter Druck, weil er keine Maschine ist, weil er nicht so perfekt ist wie eine Maschine.

Wir erleben gerade den Prozess der Digitalisierung, der ähnlich umwälzend ist wie der der Industrialisierung. Da geht es nicht nur um Technik, da geht es um gesellschaftliche Veränderungen. Was macht das iPhone X, in das ich mein Gesicht halte, mit der Gottes Ebenbildlichkeit des Menschen?

Es geht nicht um die falsche Alternative zwischen Verherrlichen und Verdammten des Neuen, sondern um das genaue Betrachten und um die besondere Perspektive, die die Kirchen haben und die sie auch für Journalisten als Gegenüber interessant macht. Die Kirchen binden immer noch mehr Menschen als Sportvereine und Parteien, und Millionen tun ganz praktisch etwas für den Zusammenhalt dieser Gesellschaft. Aber dass es ein Übermaß an inspirierenden und inspirierten Wortmeldungen zu gesellschaftlichen Großthemen aus den Kirchen gibt, an Wortmeldungen, die sich aus einer Auseinandersetzung mit Gott und dem Evangelium speisen, würde ich nicht behaupten. Dass Theologen gefragte Intellektuelle sind, auch nicht.

Christentum ist Nächstenliebe, der Glaube spendet Trost in schweren Stunden – und sonst? Es gibt in beiden Kirchen wenig Orte, an denen über die viel beschworene tolle Botschaft ehrlich gesprochen wird. Was ich wirklich glaube – und nicht das, was ich glauben soll –, ist sehr selten ein Thema. Das überlässt man gern den ganz Frommen, die dann natürlich auch prompt alles rausschreien.

Wenn aber die Kirchen eine besondere Perspektive jenseits der Gott-ist-die-Liebe-Floskelei beisteuern wollen, dann muss man genau darüber reden: über das Verhältnis zu Gott, das Existenzielle, das Individuelle, das

Vertraute, aber eben auch das Befremdende dieser Religion namens Christentum.

Eine Denkkonkurrenz um die beste Perspektive, eine kluge, heilsame Auseinandersetzung mit allen Facetten der Modernisierung – das wäre aus journalistischer Sicht eine belangvolle Ökumene.

Heinrich Bedford-Strohm hat in seiner Predigt am Reformationstag dazu aufgefordert: „Hört auf, verliebt zu sein in die Krise!“. Das erinnert mich an Motivationscoaches, die einem beibringen, von Herausforderungen statt von Problemen zu sprechen.

Aber es gibt eine Ökumene der Probleme. Ich glaube nicht, dass Luther den Ablass eine Herausforderung genannt hat.

Nichts gegen das Lächeln. Ich bin nicht für Kulturpessimismus. Aber mein Eindruck ist doch oft, dass Bischöfe kritische Fragen ihrer eigenen Basis als Kulturpessimismus weglächeln. Es macht sich so etwas wie ein verzweifelter Gute-Laune-Ton breit. Man kann im Moment noch über vieles hinwegsehen: Das Geld ist da, die Spitzenpolitiker sind da, und die öffentlich-rechtlichen Sender berichten. Die Reste der Volkskirche tun sich mit den Resten der Volksparteien zusammen, und das macht immer noch ein bisschen was her.

Es ist schon oft angesprochen worden: Zur Party kamen die, die ohnehin da oder wenigstens nah sind, die ein Grundinteresse haben; und die Katholiken übrigens gleich mit. Das ist nicht selbstverständlich. Diese Selbstvergewisserung ist nicht wenig. Ich will das gar nicht herunterreden. Aber mich erstaunt doch manchmal die Selbstgenügsamkeit. Früher wurde zu viel Schuld zugewiesen. Jetzt aber wird auffallend ungen nach Verantwortung gefragt. Schuld ist immer die Säkularisierung.

Ob das institutionelle Gefüge noch passt, ob die Sinnsucher, von denen in den Zielgruppenanalysen immer die Rede ist, tatsächlich ein Plätzchen finden oder ob sie den Betriebsablauf stören – wer diese Frage stellt, bekommt in beiden Kirchen zu hören: Institutionenkritik haben wir doch hinter uns gelassen. Das ist voll 60er. Es geht doch nicht um Gremien und Ämter, es geht um Begeisterung. Die jungen Leute interessieren sich nicht für institutionelle Debatten. – Aber sie interessieren sich auch nicht für Institutionen, deren Hauptzweck der Selbsterhalt ist.

Ich erwarte nicht, dass sich Pfarrerrinnen und Pfarrer ständig in Trauerarbeit wälzen.

Vorhin war schon dreimal von Liebesarbeit die Rede. Da zuckte auch ich zusammen. Aber eine Sprachregelung wie „gelassen kleiner werden“ erscheint mir nun doch wie schlecht getarnte Resignation.

Die Probleme seien ausreichend beschrieben, es fehle an kreativen und zugkräftigen Konzepten, sagte der Ratsvorsitzende in einem Interview mit „Christ & Welt“ diese Woche. Die Lösung habe auch ich nicht. Es wird auch die eine Lösung nicht geben. Im Deutschlandfunk wird es auch nicht die eine Sendung geben, die uns von Reichweitenproblemen, sollten sie vorhanden sein, erlöst. Das gibt es nicht. Alles ist viel mühsamer geworden. Man muss mehr darüber nachdenken, viele verschiedene Wege finden.

Ich glaube, viel wird von der kircheninneren Ökumene abhängen: ob es gelingt, die in Alternativen-Milieus – fromm versus politisch, konservativ versus liberal, modern versus postmodern, autoritär versus plural – in einem produktiven Streit zu halten. Die Kirchen sind ein Mikrokosmos der großen kulturellen Konflikte.

Im tiefsten Innern glaube ich das, was Kirchenleitungen gern dementieren: dass der Tag nicht fern ist, an dem die Unterscheidung in evangelisch und katholisch aufgrund des Drucks der äußeren Verhältnisse wie ein Luxushobby aussieht. Manchmal löst Auflösung auch ein paar Probleme. Konfessionelle Milieus, konfessionelle Stereotype und auch konfessionelles Wissen lösen sich gerade auf.

Das Wort „Transsubstantiation“ konnten bisher nur wenige korrekt verwenden. Ich versichere Ihnen: Es werden noch weniger. Die Zahl derer, die darüber lachen können, dass Protestanten angeblich keinen Humor haben und rheinische Katholiken das Land flächendeckend mit Karneval überziehen wollen, wird zum Glück auch geringer.

Positiv gewendet macht diese Unwissenheit einer Unbedarftheit Platz, einer Ökumene der Unbedarftheit. Irgendetwas Christliches soll es halt sein. Scharfe konfessionelle Profile sind etwas für Experten oder für ältere Leute. Jüngere – das sind in den Kirchen schon alle unter 60 – bewegt nicht die Frage: Ist das katholisch oder evangelisch? Da gilt vielmehr: Interessiert mich das, oder interessiert mich das nicht? Geht es mich etwas an, oder geht es mich nichts an? Kann ich es für mein Leben

brauchen, oder ist das bloß etwas für die anderen?

Ein evangelischer Pfarrer aus Köln sagte kürzlich in einem Interview in einer meiner Sendungen zur Reformation: Ob jemand bleibt, kann sich daran entscheiden, ob beim Gemeindefest Kaffeesahne auf dem Tisch steht oder geschäumte Milch. Sahne oder Schaum, Maschinegebräu oder handgebrüh-ter Filterkaffee mit Bohnen aus der kleinen Rösterei neben dem Baby-Yoga-Studio, das ist das neue katholisch oder evangelisch. Ästhetik ist eine Konfession, Kultur ist eine Konfession, Heimatgefühl ist auch eine Konfession. Ökumene heißt ganz bestimmt nicht: Alles wird eins, alles sieht gleich aus, sondern eher: Christlich ist das, was zu mir passt. Anständig leben, anständig lieben, anständig sterben.

Auch da tut sich jetzt wieder so eine falsche Alternative auf: Ist das Glaube, oder ist das Moral? Ist das Nettigkeit oder Frömmigkeit, Bastelchristentum oder Feste Burg? Und ich höre schon die Frage: Wo bleibt Gott im Milchschaum? Wo ist das Harte, das Radikale, das Schmerzliche?

Bei Gott ist Journalismus am Ende, da beginnt das Bekenntnis. Aber wenn Sie genau hingehört haben, war er vielleicht da. – Danke schön.

*Dr. Christiane Florin*

*Redakteurin für Religion und Gesellschaft  
beim Deutschlandfunk*

*Raderberggürtel 40, 50968 Köln*

## HINWEIS

### Gastdienst im Osten

Für drei bis vier Wochen Urlaubs- oder Vakanzvertretung im Osten Deutschlands suchen wir Pfarrerinnen oder Pfarrer im Ruhestand. Wer einen so wichtigen Dienst übernimmt, begegnet Menschen und Strukturen, die vom Sozialismus geprägt sind und erfährt viel Dankbarkeit. Seit fast 20 Jahren vermittelt die Ev. Zehntgemeinschaft solche „Gastdienste“. Die gastgebende Gemeinde sorgt für die Unterkunft, der Dienst geschieht ehrenamtlich.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.ezg-Jerichow.de](http://www.ezg-Jerichow.de), oder rufen Sie einfach an: 02855 961206 oder 0173 8089741.

# Erfahrung im Gefängnis

Frank Illgen

Oft führen beschämende Szenen und Kränkungen der Seele zu Taten, mit denen Schuld auf sich geladen wird. Dies ist meine Erfahrung als Gefängnisseelsorger in Kassel. In meinen Gesprächen mit verurteilten Straftätern geht es oft um dieses Thema.<sup>1</sup>

Vor einiger Zeit fragte ein Pfarrer an, ob er mit einer Gruppe von Religionslehrern und Pfarrern, die an einer Ethikfortbildung teilnahmen, ins Gefängnis kommen könne, um mit Gefangenen über das Thema „Schuld“ zu sprechen. Da der Kurs doppelt so groß war wie der Gefangenen-Kreis, den ich wöchentlich zu Themen über „Gott und die Welt“ versammele, kamen wir überein, dass mit 30 Personen eine solch individuelle Thematik kaum besprochen werden kann. Außerdem: „Schuld“ ist im Gefängnis – salopp gesagt – kein Thema, denn schuld sind meist zunächst „die anderen“, wer immer das auch sein mag. Die eigenen Anteile sind nicht sofort erkennbar. Diese Begebenheit verdeutlicht: „Schuld“ ist ein sehr individuelles Problem und für manche nicht lösbar. Verallgemeinerungen wie „im Gefängnis sitzen die, die schuldig sind, Schuld auf sich geladen haben, als schuldig verurteilt worden sind“ helfen da nicht wirklich weiter.

Als Gefängnispfarrer erlebe ich Gefangene, die bis zu einem Tag X, an dem die Straftat begangen wurde, ganz normal in Freiheit lebten. Dann wurden sie rechtskräftig verurteilt und sitzen nun ihre Freiheitsstrafe in der Justizvollzugsanstalt ab. Prozess, Urteil und Vollstreckung – oft stehen die Lebensphasen unvermittelt neben- oder hintereinander. „Einsicht in die Tat“ – „fähig werden in Zukunft ein Leben ohne Straftaten zu führen“, das sind Vollzugsziele. Hinter Gittern werden den Gefangenen Angebote gemacht, wie diese zu erreichen sind. Bereitschaft zur Teilnahme und zur persönlichen Veränderung werden vorausgesetzt – auch, dass man offen ist, die Schuld bei sich selbst zu suchen. Doch dazu sind manche Menschen nicht in der

Lage. Aber selbst wenn der Wille da ist, fehlen oft die geeigneten Maßnahmen. Gespräche und Gruppenangebote im Rahmen der Seelsorge versuchen zu helfen und befördern oft die Einsicht zutage: Ich hätte mir früher Hilfe holen sollen, hätte Hilfsangebote annehmen sollen, dann wäre die Tat vielleicht gar nicht passiert. Schuldnerberatung, Erziehungs-, Paarberatung, psychologische Beratungsstellen, Drogenberatung, Selbsthilfegruppen – diese Angebote gibt es fast überall.

Oft schaukeln sich Konflikte über Jahre hin hoch und kulminieren dann in einer (Gewalt-) Tat, in der sich das aufgestaute Konfliktpotenzial entlädt. Alkohol- und Drogenmissbrauch enthemmen in solchen Situationen und vernebeln oft die Erinnerung. Aufgrund psychischer Stress- und Ausnahmezustände können sich manche Täter kaum genau an den Tathergang erinnern. Eine Aufarbeitung der Gründe, die zur Tat führten, eine Bearbeitung der moralischen Schuld und ihrer Folgen, wie auch eine eventuelle Aussöhnung mit dem Opfer können meist nicht im Rahmen eines Prozesses bewältigt werden. Im Strafvollzug selbst gibt es nur vereinzelte Projekte zum Täter-Opfer-Ausgleich. Ein „Ausgleich“ jenseits der Rechtsprechung findet daher meist nicht statt. Opfer oder ihre Angehörigen treten meist nur als Nebenkläger auf. Zwischen Staatsanwaltschaft, Gericht und Verteidigung wird ein gerechtes und juristisch meist nicht anfechtbares Urteil gesprochen. Freilich bleiben dabei die emotionalen Befindlichkeiten unberücksichtigt, da es ja der Staat ist, der Anklage erhebt. Jenseits der Strafe einen Ausgleich zu erwirken, ist schwer einlösbar.

Schuld, sofern sie bewusst sein kann und nicht verdrängt wird, sucht nach Vergebung. Oft verbieten sich direkte Aussöhnungsversuche zum Schutz der Opfer oder ihrer Angehörigen. Auf der Täterseite fehlt mitunter die direkte Konfrontation mit den Folgen der Tat. Angehörige bekommen dies zu spüren, werden oft „mitbestraft“ oder sind den Angehörigen der Opfer ausgesetzt. Begegnungen zwischen Tätern und Angehörigen (nicht ihrer Taten) können ein beiderseitiges Verständnis für die jeweils andere Sichtweise ermögli-

<sup>1</sup> Der folgende Artikel erschien zuerst in: „Journal. Zeitschrift der Freundeskreise Suchtkrankenhilfe“, Ausgabe 2/2017, 32. Jg., Seite 20

chen: was Gründe für eine Tat aus Sicht des Täters sein können wie auch welche Folgen eine Tat nach sich ziehen kann.

Innerhalb der Mauern kann es auch darum gehen, die Motivation in der Person des Täters zu suchen, nicht um „sich zu entschuldigen“, sondern um zu ergründen, wie aus Scham Schuld wurde. Oft führen beschämende Szenen und Kränkungen der Seele zu Taten, mit denen Schuld auf sich geladen wird. Im Roman „Der Vorleser“, geschrieben von dem Juristen Bernhard Schlink, geht es um dieses Thema: Die Analphabetin Hanna wird aus Scham über ihren Makel, nicht Lesen und Schreiben zu können, den sie zu verbergen sucht, zur NS-Gehilfin. Materielle, finanzielle Not kann beschämen, z.B. sich selbst, ein Kind, eine Familie nicht ernähren zu können und kann zu strafbaren Handlungen führen. Aber auch die Zurücksetzung, Beschämung

durch Menschen kann ein Anlass werden, lieber mit der Schuld einer Tat als der als Schande empfundenen Scham zu leben. Kain tötet seinen Bruder Abel aus Scham über die Nichtannahme seines Opfers. Diese Scham entschuldigt nichts, erklärt aber, warum Menschen zu Gewalt- oder Straftaten fähig werden können.

Pfarrer Frank Illgen  
Dipl. Diakoniewissenschaftler  
Evang. Seelsorge an der  
Justizvollzugsanstalt Kassel I  
Theodor-Fliedner-Straße 12, 34121 Kassel

#### **Buchtipps:**

**Stauss, Konrad: *Die heilende Kraft der Vergebung*, München 2012 (Kösel)**

**Huizing, Klaas: *Eva, Noah und der David-Clan; Scham, Schuld und Verbrechen in der Bibel*, Frankfurt am Main 2012 (Edition Chrismon)**

## **WIDER DIE DEGRADIERUNG EINES BERUFSSTANDS**

### Erster Konvent von Schulpfarrer/innen in der ELKB

Roland Spliesgart

*Nachfolgender Bericht bezieht sich auf den ersten Konvent von Pfarrerinnen und Pfarrern im Schuldienst der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern. Er erschien zuerst im Korrespondenzblatt Nr. 1, Januar 2018, 133. Jahrgang.*

Um es gleich vorwegzunehmen: Bayrische Pfarrerinnen und Pfarrer im hauptamtlichen Schuldienst leisten hochmotiviert und hochqualifiziert eine wichtige Arbeit. So bewerten Vertreter des Staates und der Kirchenleitung übereinstimmend den Dienst evangelischer PfarrerInnen an staatlichen (und kirchlichen) Schulen. Als „Pfarrer mit Leib und Seele“ wirken sie sowohl seelsorgerlich-pastoral als auch auf hohem pädagogischen und theologischen Niveau. Ihren Dienst leisten sie jedoch unter problematischen Rahmenbedingungen. So beklagen viele PfarrerInnen ihre rechtliche Situation als Lehrkräfte mit auf ein Jahr befristeten Abstellungsverträgen als ihrer Stellung und ihrem Einsatz absolut unangemessen.

#### **Warum so lange?**

Am 20. Oktober 2017 waren in Augsburg ca. 90 evangelische PfarrerInnen im hauptamtlichen Schuldienst in Bayern zu ihrem ersten Konvent zusammengekommen. Eingeladen

hatte eine Initiativgruppe von vier Pfarrern im Schuldienst unter dem Titel „PfarrerIn im Schuldienst: Kerngeschäft oder Auslaufmodell?“ Damit hatten sie offensichtlich einen zentralen Punkt getroffen, wie die recht hohe Anzahl der Anwesenden belegt.

Insgesamt bilden die ca. 230 PfarrerInnen im Schuldienst die zweitgrößte Berufsgruppe nach den GemeindepfarrerInnen in der bayrischen Landeskirche. Die Tatsache, dass die Initiative zur Organisation erst jetzt erfolgte, mag daran liegen, dass die vermeintlich komfortable Situation als PfarrerIn in der Schule als einer öffentlichen Institution heute keineswegs mehr so unproblematisch ist wie noch vor Jahren. Bislang verrichteten ganze Generationen von PfarrerInnen diesen Dienst ohne einen ordentlichen Konvent.

Offensichtlich gehörte der Religionsunterricht bis heute ohne jeden Zweifel zum „Kerngeschäft“ eines jeden Pfarrers und einer jeden Pfarrerin, und es war eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit, dass an allen größeren Schulen ein/e hauptamtliche/r PfarrerIn zum Einsatz kommt, so wie es dem Geist und Buchstaben des Staatsvertrages entspricht.

Neben der Initiativgruppe waren es auch die Abteilung D „Gesellschaftsbezogene Dienste“ im Landeskirchenamt, insbesondere Kirchenrat Jochen Bernhardt, sowie der Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein, vertreten durch die 1. Vorsitzende Corinna Hektor, die den ersten Konvent ermöglichten.

### **Geänderte Rahmenbedingungen**

Die Aktualität und Brisanz der Thematik des Tages liegt auch in der Situation der Unklarheit und des Umbruchs, in der sich Staat wie Kirche aktuell befinden. So herrscht derzeit bei den staatlichen Lehrkräften im Bereich der Gymnasien eher ein „Überangebot“ von Bewerbern für die Laufbahn des Studienrats. Auf kirchlicher Seite ist es umgekehrt der drohende Mangel an PfarrerInnen in den Gemeinden sowie die derzeitige Diskussion um eine Neustrukturierung der kirchlichen Arbeit im laufenden Prozess von „Profil und Konzentration“, kurz PuK. Diese Situation wirft zwangsläufig die Frage nach der Berechtigung und dem Sinn eines Religionsunterrichts durch VolltheologInnen auf. – „Werden künftig Stellen aus der Schule zugunsten des Gemeindedienstes umgeschichtet?“ ist daher eine ebenso berechtigte Frage wie die nach den Rahmenbedingungen, die notwendig sind, um den Dienst weiterhin in guter Qualität und mit hoher Motivation ausüben zu können.

Viele PfarrerInnen sind derzeit verunsichert und in Sorge um die Zukunft ihrer Stellen, v.a. jene, die sich im Verlaufe ihrer langjährigen Tätigkeit im Schuldienst große Kompetenzen angeeignet haben und ihren beruflichen Schwerpunkt weiterhin an der Schule sehen.

### **Schule als Gewinnzone für die Kirche**

Umgekehrt wurden die Kompetenzen der SchulpfarrerInnen von seiten der Kirche bislang kaum wahrgenommen und seltenst abgerufen. Dabei begegnen PfarrerInnen in ihrer täglichen Arbeit an den Schulen ausnahmslos einer kompletten Alterskohorte aus den Gemeinden, also den Mitgliedern der Volkskirche, angefangen von engagierten Mitarbeitern der evangelischen Jugend bis hin zu sog. Distanzierten, Kirchenkritikern sowie darüber hinaus einer beträchtlichen Anzahl derer, die in den Statistiken als „ohne Bekenntnis“ geführt werden, d.h. Kindern von Ausgetretenen, interessierten Nicht-Christen und Mitgliedern von Freikirchen, mitunter fundamentalistischer Couleur. Indem PfarrerIn-

nen im Religionsunterricht sich mit diesen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen über die Jahre hinweg auseinandersetzen, erwerben sie ein hohes soziologisches Wissen über die Einstellungen und Befindlichkeiten dieser Menschen und entwickeln automatisch ein pädagogisches Gespür dafür, wie sie diese erreichen können. Zugleich sind sie für diese Gruppe als Vertreter der Evangelischen Landeskirche und zur kritischen Reflexion befähigte TheologInnen die ersten und leider meist auch die letzten Ansprechpartner einer dem Diskurs und der Pluralität verpflichteten Form von Religiosität sowie glaubhafte Zeugen gelebter Kirchlichkeit. PfarrerInnen im Schuldienst nehmen damit eine zentrale Aufgabe des Pfarramtes in der Volkskirche wahr.

### **Differente Bedingungen vor Ort**

In vier Eingangsvoten stellten die Organisatoren des Konvents jeweils ihre eigene Situation vor Ort vor. Dabei zeigte sich zum einen ein starkes „Nord-Süd-Gefälle“. Während in den „protestantischen Kernlanden“ in Franken die große Zahl evangelischer Schüler eine solide Basis für das Wirken der PfarrerInnen darstellt und kirchliches Handeln allseits geschätzt wird (so Pfr. Quirin Gruber vom Dietrich-Boenhoeffer-Gymnasium in Oberasbach), führt in der bayrischen Diaspora deren geringe oder gar abnehmende Zahl zunehmend zur Zusammenlegung von Klassen und Jahrgangsstufen zu Religionsgruppen, dem häufigen Wechsel von Einsatzschulen der PfarrerInnen bis hin zur Infragestellung ihres Dienstes (so Pfr. Dr. Roland Spliesgart im Dekanat Augsburg). Zum zweiten zeigten sich große Unterschiede im jeweiligen Schulklima hinsichtlich des Ansehens des Religionsunterrichts im Allgemeinen und der Stellung von PfarrerInnen im Besonderen. Hier spielt die Einstellung der Schulleitung eine ganz entscheidende Rolle. An strukturellen Schwierigkeiten wurde u.a. die mangelnde Möglichkeit von PfarrerInnen mit Abstellungsverträgen beklagt, eigenen Fachschaften vorzustehen und schulische Funktionen übernehmen zu können (so Pfr. Dr. Uwe Stenglein-Hektor von den Berufsschulen in Augsburg). An kirchlichen Schulen hingegen – wie das Beispiel der Wilhelm-Löhe-Schule in Nürnberg deutlich vor Augen führte – sind diese Probleme gänzlich unbekannt; hier besteht eine extreme Nachfrage nach den vorhandenen Plätzen (so Pfr. Mark Meinhard). Allenfalls gibt die „reli-

giöse Übersättigung“ der SchülerInnen Anlass zur Sorge. – Damit war das Spektrum an Themen eröffnet, die PfarrerInnen im Dienst an bayrischen Schulen beschäftigen.

### **Hochmotivierte PfarrerInnen**

Der restliche Vormittag diente dem Austausch der anwesenden SchulpfarrerInnen, der in der Erarbeitung von Thesen in Arbeitsgruppen mündete.

„Religionsunterricht wird von denen gehalten, die gern und engagiert unterrichten.“ Dieser Satz war ebenso Konsens wie die Klage über die begrenzten Entwicklungsmöglichkeiten und die Nichtakzeptanz von Kompetenzen der Pfarrer wie der KSA im „System Schule“ sowie die zunehmende Stellenunsicherheit auf Grund der auf ein Jahr befristeten Abstellungsverträge. „Solide Lebensplanung statt Leiharbeit!“ lautete daher eine Forderung, die bei weitem den größten Applaus des Tages erfuhr.

Der Pfarrerrolle in der Schule wurde eine „weitgehende kollegiale Akzeptanz“ attestiert, aus der sich gute Chancen für Seelsorge und pastorales Wirken ergeben. Gerade der Blick der PfarrerInnen „von außen“ sei für das „System Schule“ ein wichtiger Faktor der Korrektur und somit der Stabilisierung. Als unbestritten wurde die volkscirchliche und gesellschaftliche Relevanz des Religionsunterrichts empfunden: „Religionsunterricht leistet katechetische Basisarbeit, um christlichen Glauben sprachfähig zu machen und zu erhalten“, sowie Wertorientierung und -erziehung im Kontext gegenwärtiger Debatten und ermöglicht nicht zuletzt den Dialog mit divergierenden Weltanschauungen. Gerade PfarrerInnen erleben als Lehrkräfte die Anfragen an die Relevanz ihres Unterrichts. Dabei erweisen sie sich als hochkompetent in Theorie und Praxis. Nicht zu unterschätzen ist die gute Integration und Wertschätzung der PfarrerInnen in Kollegien und Schulleitungen. Sie sind niederschwellige Ansprechpartner und damit „Kirche vor Ort“ in einer Situation zunehmender Kirchenferne. Schließlich wurde darauf hingewiesen, dass für einen kompetenten RU entsprechende (Fach-)Räume und finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen. Dabei wurden Kooperationen in und mit Fachschaften sowie Kirchengemeinden als überlebensnotwendig bezeichnet. An offenen Aufgaben für die Zukunft wurden genannt: eine vertiefte konzeptionelle Auseinandersetzung

um einen zeitgemäßen Religionsunterricht, eine vergleichbare Wahrnehmung von PfarrerInnen in Schule und Gemeinde durch die Kirchenleitung sowie die Institutionalisierung dieses ersten Konvents mit der notwendigen Gender-Gerechtigkeit.

### **Hochkarätiges Podium**

Am Nachmittag fand eine Diskussion in einer hochkarätig besetzten Podiumsrunde statt. Besonders gespannt waren die anwesenden SchulpfarrerInnen auf das Statement des *leitenden Ministerialdirektors Herbert Püls*. Dieser bekräftigte gleich zu Beginn den festen Willen der bayrischen Staatsregierung zum Festhalten am konfessionellen Religionsunterricht. Insbesondere würdigte Püls den Beitrag ordinierter PfarrerInnen. Religionsunterricht sei „Bildung von Herz und Charakter“, der auch Schulseelsorge und religiöse Angebote umfasse: „Der Pfarrer ist da und hat Zeit für jeden.“ Desweiteren vermittele Religionsunterricht wesentliche Kompetenzen für das Zusammenleben in einer pluralen Gesellschaft und wirke so religiösen Konflikten entgegen. Abschließend lobte Püls die gute Zusammenarbeit von Staat und Kirche und warb für ein „weiterhin erfolgreiches Miteinander“.

*OKR Detlev Bierbaum* schloss sich in der Wertschätzung eines kompetenten Religionsunterrichts durch kirchliche Lehrkräfte ganz seinem Vorredner an. Für die Landeskirche stellten die auf Schule spezialisierten PfarrerInnen einen großen Schatz dar. Zum einen eigneten sich diese ein beträchtliches „Wissen über die Welt“ an, das den Blick weiten und etwa im Rahmen des PuK-Prozesses fruchtbar gemacht werden könnte. So habe die Landsynode ihren Blick zu sehr auf die Gemeinden konzentriert. „Wir brauchen“ – so Bierbaum – „diejenigen, die in dem Bereich der Sonderseelsorge tätig sind – die haben Pfadfinderfunktion –, weil Gemeinden nicht alles leisten können.“ Zum anderen könne durch gute Erfahrungen mit PfarrerInnen im Religionsunterricht eine positive Kirchenbindung von „Menschen mit eigenen Fragestellungen“ erreicht werden, die nicht als Kirchenferne abqualifiziert werden sollten. Angesichts der guten Arbeit der SchulpfarrerInnen mahnte Bierbaum gegenüber dem Vertreter des Kultusministeriums noch einmal die unbefriedigende rechtliche und institutionelle Situation an, den diese mit den Begriffen „Leiharbeit“ und „Manövriermasse“ beschrieben hatten.

Die *Vorsitzende des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der ELKB Corinna Hektor* warnte vor zuviel Harmonie hinsichtlich des „Mehrwerts“ von PfarrerInnen im Schuldienst, denn dieser verursache auch Kosten, die zur Herstellung adäquater Arbeitsbedingungen aufgebracht werden müssten. Dabei erinnerte sie an die zahlreichen motivations- und qualitätshemmenden Faktoren, die allesamt und *ausschließlich* zu Lasten der betroffenen KollegInnen gingen: so die Rahmenbedingungen in Gestalt finanzieller Unsicherheit und einem Einsatz an bis zu fünf Einsatzschulen, die Verlagerung der Entscheidungskompetenz auf die mittlere Ebene mit dem Ergebnis ungleicher Bedingungen bis hin zu ungleicher Entlohnung je nach Schule bzw. Regierungsbezirk, die willkürliche Streichung und/oder Zusammenlegung von Fächschaften und die mangelnde Möglichkeit der Übernahme von Funktionsstellen etwa als Seminarlehrer durch SchulpfarrerInnen.

Einen konstruktiven Vorschlag zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen der SchulpfarrerInnen unterbreitete der *Schulreferent für den Kirchenkreis Nürnberg Kirchenrat Dr. Jürgen Belz*. Er empfahl dem Staat, Pfarrer in längeren Zyklen etwa von fünf oder sechs Jahren anzustellen.

*Kirchenrat Andreas Weigelt von der Personalabteilung der ELKB*, zuständig für Fortbildung und Salutogenese, plädierte angesichts der strukturellen Probleme für einen ressourcenorientierten Ansatz. PfarrerInnen in der Schule sollten sich auf ihre Gaben und „das Wesentliche“ ihrer Arbeit besinnen. Zudem stünden ihnen zahlreiche Fortbildungsangebote der Landeskirche offen, nicht zuletzt auch die Möglichkeit von Fortbildungsurlaub bei einer geplanten Rückkehr in den Gemeindedienst.

### **Kulturministerieller Hoffnungsschimmer**

Die Reaktion von Ministerialdirektor Püls war für die meisten PfarrerInnen im Schuldienst und Vertreter der Kirche überraschend: Er verstehe die Probleme der PfarrerInnen bestens, habe aber keine Lösung parat. Insofern könne er dem Vorwurf, die Arbeit der PfarrerInnen würden durch die Abstellungsverträge zu „Leiharbeit“ degradiert, nicht widersprechen. In der Tat benötige das Ministerium die Gruppe der PfarrerInnen als „Mannövriermasse“, um sich in der Unterrichtsplanung „eine gewisse Flexibilität zu erhalten“ und Schwankungen zwischen Bedarf und vor-

handenem „Angebot“ an verbeamteten Lehrkräften ausgleichen zu können.

Gleichwohl zeigte der leitende Ministerialdirektor einige Lösungsmöglichkeiten auf, mit denen sich die Rahmenbedingungen der PfarrerInnen im Schuldienst zeitnah und erheblich verbessern ließen:

1. Zur Sicherung der Stellen und des Gehalts der PfarrerInnen sei denkbar, ihre Stunden nicht auf das Deputat der Schule anzurechnen, wenn es zu Problemen mit der Stundentafel kommt.

2. Vorstellbar sei auch die Sicherung der Stunden der PfarrerInnen zu beispielsweise 50 %. In diesen beiden Fällen seien Verhandlungen mit dem Finanzminister nötig.

3. Schulische Entwicklungsmöglichkeiten und Laufbahnwege könnten für PfarrerInnen im Schuldienst, deren Dienstherr die Landeskirche ist, geöffnet werden, wenn der Staat – ggf. befristet – zum Dienstvorgesetzten bestimmt würde.

4. Entscheidungen der mittleren Führungsebene (Schulleitungen, Bezirksregierungen), die den Religionsunterricht mitunter als reinen „Kostenfaktor“ betrachten, müssten durch klare Regelungen „von oben“ ersetzt werden.

5. Eine Streckung der Vertragslaufzeit für PfarrerInnen im Schuldienst auf einen längeren Zeitraum, etwa von fünf bis sechs Jahren, ließe sich durch eine andere Rechtsprechung herstellen. Damit wäre die vertragliche Befristung für PfarrerInnen im Schuldienst beendet.

### **Wie gehts weiter?**

Die hohe Teilnehmerzahl machte deutlich, dass die Zusammenkunft zu einem Konvent der bayrischen PfarrerInnen im hauptamtlichen Schuldienst tatsächlich ein Gebot der Stunde war. Vieles, was die KollegInnen bewegt, wurde deutlich ausgesprochen und erstmals öffentlich sichtbar. Dabei wurden insbesondere strukturelle Schwierigkeiten deutlich, an denen zu arbeiten nun die Aufgabe der Verantwortlichen ist. Im Folgenden sollen die wichtigsten Ergebnisse des ersten Konvents thesenhaft festgehalten werden:

1. Pfarrinnen und Pfarrer im hauptamtlichen Schuldienst leisten an vielen Orten hochmotiviert und hochqualifiziert ihren Dienst.

2. Das bayrische Kultusministerium hält weiterhin am konfessionellen Religionsunterricht fest und schätzt besonders den Einsatz von PfarrerInnen zur Bildung von Herz und Verstand.

3. Evangelischer Religionsunterricht vermittelt Kulturbildung und Differenzkompetenz, ist insofern eine wichtige Stütze der Gesellschaft und wirkt fundamentalistischen Tendenzen entgegen.

4. SchulpfarrInnen als Experten für Theologie und Kirche erfüllen eine wichtige volk-kirchliche Aufgabe und nehmen damit eine zentrale Aufgabe des Pfarramtes wahr.

5. Die Evangelische Landeskirche bekundet ihr Festhalten an der Abstellung von PfarrernInnen in den hauptamtlichen Schuldienst, denn Schule ist Gewinnzone für die Kirche.

6. SchulpfarrInnen erwerben durch ihre tägliche Arbeit wichtige soziologische und pastorale Kompetenzen der Wahrnehmung und des Umgangs mit Menschen aus verschiedensten Milieus.

7. Der Wertschätzung evangelischer PfarrernInnen im Schuldienst stehen Rahmenbedingungen gegenüber, die den Dienst stark belasten.

8. Durch die auf jeweils ein Jahr befristeten Abstellungsverträge wird ein ganzer Berufsstand de facto zur mobilen Reserve für den Staat degradiert.

9. Will der Staat weiterhin PfarrerInnen in den Schulen einsetzen, müssen die rechtlichen Rahmenbedingungen an vielen Stellen nachjustiert werden.

10. Innerhalb der Landeskirche muss eine Diskussion darüber geführt werden, wie die Bedingungen von PfarrernInnen im Schuldienst sein müssen, damit diese ihren Dienst gut, gerne und wohlbehalten verrichten können. Wenn die Landeskirche PfarrernInnen in die Schulen schickt, dann muss sie ihnen auch den Rücken stärken!

PD Dr. Roland Spliesgart

Luitpoldshöhstraße 23, 86415 Mering

## UNGEHALTENE REDE

### Dank eines (Ur-)Altordinierten anlässlich der Jubiläumsfeier

Traugott Linz

*Ungehaltene, sehr persönliche Rede eines keineswegs ungehaltenen, vielmehr dankbaren (Ur-)Altordinierten aus Anlass der Jubiläumsfeier in Bad Hersfeld am 15.9.2017*

Verehrte Festversammlung, zunächst herzlichen Dank allen denen, die zu diesem Gedenktag eingeladen haben, ihn vorbereitet und ihn uns nun erleben lassen. Eine Menge Arbeit steckt darin – von der Sammlung der Adressen der Jubilare und Jubilarinnen bis zur Überreichung des Gedenkblattes und der dunkelroten Rose – wobei nicht der große Entwurf das eigentlich Schwierige ist, sondern die Unzahl der Einzelheiten, die bedacht werden müssen ...

Offen gesagt: Mir wäre an jenem 24. März nicht eingefallen, dass 60 Jahre seit meiner Ordination vergangen sind – wenn nicht ein Brief des Bischofs und die schöne Einladung zum heutigen Tag gekommen wären.

Natürlich habe ich in meinem Gedächtnis geforscht, was ich denn noch von jenem Tag weiß. Nochmals offen gesagt: nicht sehr viel! Wir damaligen Vikare haben ihn gewiss wich-

tig genommen, aber unsere Gedanken waren mehr bei dem, was danach kommen sollte. Besonders galt das für diejenigen, die schon eine Familie hatten oder sie nunmehr gründen wollten und nun gespannt waren, wo und wie ihr zukünftiger „Lebensmittelpunkt“ sein würde. Ich war noch ungebunden und konnte dies gelassener nehmen. Dreierlei ist von den Ordinationstagen aber doch deutlich in Erinnerung:

- das Ordinationsgespräch, das eigentlich kein Gespräch, sondern ein sehr langer Monolog war, den ich als nicht sehr ermutigend empfand;
- der „Ordinationsvorhalt“ und die gemeinsam gesprochene Antwort „ich weiß wohl, dass es ein schweres Amt ist, darein ich mich begeben will ...“, die doch ein leises Zittern in mir auslöste;
- die Antwort auf eine Frage, die ich einem der Verantwortlichen gestellt hatte: „Nach welchen Kriterien – abgesehen von den bestandenen Examina – entscheiden Sie eigentlich, wen Sie ordinieren wollen?“, auf

die mir geantwortet wurde: „Nach unserer Einschätzung, ob der Ordinand als Pfarrer wohl in einem zukünftigen Kirchenkampf bestehen würde, ohne sich einschüchtern oder vereinnahmen zu lassen.“

Eine Frage, die heute wohl ganz anders beantwortet würde; damals aber lag der Kirchenkampf noch nicht lange zurück, die Mitglieder der Kirchenleitung waren alle durch denselben gegangen – bis hin zur KZ-Haft – und durch ihn geprägt worden.

Im Blick auf den heutigen Gedenktag habe ich überlegt: Welche Rolle hat die Ordination in meinem Pfarrer-Leben gespielt? Hatte sie dieselbe Bedeutung wie das „baptizatus sum“, auf das sich Luther in Stunden der Anfechtung berief?

Eigentlich nicht. Nach meiner Ordination bin ich nie – oder fast nie – gefragt worden; dass ich „rite vocatus“ sei, wurde nie angezweifelt. In einer sich ja oft wiederholenden Situation war mir der Rückbezug auf die Ordination aber doch sehr wichtig: in den Beichtgottesdiensten, wie wir sie früher, etwa vor der Konfirmation, hielten. Wenn ich dort die Absolution sprach, in der es sinngemäß hieß (den genauen Wortlaut weiß ich nicht mehr):

„... dass euch eure Sünden vergeben sind so reichlich als der Sohn Gottes solches mit sei-

nem bitteren Leiden und Sterben erworben hat...“, so dachte ich:

„Was tust du da eigentlich? Wie kannst Du so etwas sagen?!“, und dann erwiderte ich mir selbst: „Du kannst, du musst das nicht auf deine eigene Kappe nehmen, da handelst du im Auftrag deiner Kirche, letztlich Jesu selbst.“ (Joh. 20) Das wäre auch mein Rückhalt in einer Verfolgungssituation gewesen.

Schließlich möchte ich noch daran erinnern, dass die Ordination keine einseitige Sache ist, sondern auch ein Moment der Gegenseitigkeit hat. Darauf hat m.W. der Pfarrerverein immer wieder hingewiesen. Wir, die Ordinierten, stellen uns der Kirche mit unserem Wissen, unserem Können und unserer Arbeitskraft zur Verfügung, sie sagt uns Hilfe, wo nötig auch Schutz, seelsorgerliche Begleitung zu und übernimmt die Verantwortung, dass wir ein auskömmliches Leben führen können.

Die Erfahrungen sind – auf beiden Seiten – unterschiedlich. Ich für meine Person kann sagen, dass ich froh bin, in dieser Landeskirche meinen Platz gefunden zu haben und mich auch jetzt, 60 Jahre nach meiner Ordination, guten Mutes dazu bekennen kann.

Traugott Linz

Teichwiesenweg 2, 34212 Melsungen

## HINWEISE

## Mainz '68 Gesucht: Zeitzeugen

Liebe Pfarrerinnen und Pfarrer,

meine Abschlussarbeit im Fach Kirchengeschichte zum Thema „*Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität und die Evangelische Studierendengemeinde Mainz im Jahr 1968*“ untersucht die progressiven Ereignisse und Entwicklungen am Ende der 1960er Jahre, die auch an der JGU Mainz stattgefunden und ihre Spuren hinterlassen haben.

Hierfür suche ich Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die zwischen dem Sommersemester 1967 und dem Wintersemester 1968 in Mainz Theologie studiert haben und/oder in der Ev. Studierendengemeinde tätig waren. Die Erinnerungen an die Erlebnisse dieser Zeit würde ich gerne in einer 30- bis 40-minütigen Befragung festhalten wollen und in meiner Arbeit anonym verwenden.

Für Rückfragen stehe ich gerne zur Verfügung und ich freue mich auf viele positive Antworten unter [seklein@students.uni-mainz.de](mailto:seklein@students.uni-mainz.de).

Mit besten Grüßen,  
Selina Klein

## Einladung zur Tagung der Pfarrfrauen und Pfarrmänner der EKKW

Ein reich gefülltes Jahr neigt sich dem Ende: 500 Jahre Reformation waren in aller Munde. Solange gibt es auch die Tradition des evangelischen Pfarrhauses. Wir möchten jedoch den Blick nach vorn in das Jahr 2018 richten und laden ein zur Einladung zur Tagung im März für Pfarrfrauen und Pfarrmänner unter dem Titel „Entdecke – was in dir steckt“.

Partnerinnen und Partner von Pfarrern und Pfarrerinnen der EKKW und deren Kinder sind auf der Tagung herzlich Willkommen. Sie findet vom **16.–18. März 2018** im Haus Volkersberg in Bad Brückenau-Volkers statt. Dort tagen wir zum ersten Mal und freuen uns schon auf die modern gestalteten Räumlichkeiten des ehemaligen Klosters.

Als Referentin begleitet uns Njeri Weth durch das Wochenende. „Ich bin Sängerin, Melodien-sammlerin und Stimmendeckerin“, beschreibt sich diese energiegelade Frau selbst. Bekannt ist sie durch ihre Trostkonzerte, ihre Alben „comfort“ und „Bitter sweet“ sowie die Arbeit mit Chören und durch Gesangsunterricht. Doch wir werden nicht nur gemeinsam singen, sondern auch ihre Kompetenz als Atemtherapeutin genießen und gemeinsam kreativ sein. Njeri Weth ist auch Pfarrfrau. Mehr über sie kann man erfahren unter [www.singwunder.de](http://www.singwunder.de).

Die Tagung beginnt mit der Begrüßung am Freitag um 17:15 Uhr und endet am Sonntag mit dem Mittagessen. Für Kinder ist das Angebot vielfältig: ein Fußballplatz, eine Boulderwand und ein Hochseilgarten laden zum Toben, Klettern und Entdecken ein. Eine Kinderbetreuung ist organisiert. Weiter Infos siehe [www.volkersberg.de](http://www.volkersberg.de).

Die Kosten für das Wochenende betragen 70 Euro, für Kinder und Jugendliche 35 Euro.

**Ihre Anmeldung richten Sie bitte baldmöglichst an:**

**Petra Hochschorner, Kirchstr. 14, 34587 Felsberg**

**Oder: [vorsitz.pfpm@ekkw.de](mailto:vorsitz.pfpm@ekkw.de) – bitte mit Namen, Adresse, Telefon-Nr., E-Mail, Kinder mit Alter**

Bitte beachten: Die Tagungskosten müssen vorab überwiesen werden, Sie erhalten nach Anmeldung die neue Kontonummer der Pfarrfrauen und Pfarrmänner in der EKKW.

Das ausführliche Programm wird rechtzeitig vor der Tagung mit der Teilnehmerliste verschickt. Die Tagung richtet sich zunächst an Frauen und Männer, deren Partner/innen im aktiven Pfarrdienst sind. Interessierte Pfarrwitwen, Partner/innen von Ruheständler/innen können sich ebenfalls anmelden. Sind nach Anmeldeschluss noch Plätze frei, kann auch deren Anmeldung berücksichtigt werden.

## FÜR SIE GELESEN

**Klaus Pfitzner: *Das Evangelium des Nikodemus*.** Radius-Verlag, Stuttgart 2017. 95 S. gebunden für 14 Euro. ISBN 978-3-87173-329-1

Der moderne Leser des Titels gräbt in den Fragmenten seines manchmal schon lange zurückliegenden Theologiestudiums. Gibt es nicht unter den apokryphen Evangelien ein möglicherweise gnostisches Evangelium des Nikodemus, dessen deutsche Übersetzung aus dem Griechischen oder Koptischen – man denke an den Handschriftenfund von Nag Hammadi – ihm in dem ansprechend gestalteten Büchlein vielleicht begegnet? Doch dann erinnert er sich an die Perikope vom nächtlichen Gespräch Jesu mit Nikodemus nach Johannes 3 und die Bezugnahme darauf in Johannes 7,50 und 19,39.

Der Autor, aus Niederschlesien stammend, war seit 1966 Pfarrer in Hessen, 1974–1983

Klinikpfarrer in Mainz, anschließend bis zum Ruhestand Gemeindepfarrer in Limburg. In biblisch anmutender Sprache gestaltet er sein eigenes Evangelium, das man abschnittsweise – wie heutige Gedichte – entschlüsseln muss.

In die Texte ist eigene Lebenserfahrung eingeflossen. Die Texte erfordern oft genug geduldige und nicht einfache Interpretation.

*Martin Zentgraf*



**Armin Fuhrer: *1968. Ein Jahr verändert Deutschland*.** Palm-Verlag Berlin 2017, 144 S. für 19,95 Euro. ISBN: 978-3944594835

Und wieder steht ein Jubiläum ins Haus: Das Jahr 1968 jährt sich zum 50. Mal. Zu Recht lautet der Untertitel des vom bekannten Jour-

nalisten Armin Fuhrer verfassten Buches „Ein Jahr verändert Deutschland“. Die keineswegs nur in Deutschland revoltierende studentische Jugend fand zumindest zeitweise viel Zustimmung (vor allem nach dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg), provozierte gleichzeitig aber auch reichlich Ablehnung. Die Studentenproteste des Jahres 1968 polarisierten die bundesdeutsche Gesellschaft. Fuhrer zeichnet das bunte Jahr mitsamt der Vorläufer-Bewegung der 50er Jahre und den Ausläufern in den 70er und 80er Jahren in groben Strichen nach. Reichlich Fotomaterial illustriert den Text – darunter sind sehr bekannte, „klassische“ Fotos etwa des schwer verletzten Benno Ohnesorg oder des kämpferischen APO-Protagonisten Rudi Dutschke, aber auch einige weniger bekannte Bilder. Schon der Bilder wegen ist dieses Buch empfehlenswert.

Das Textkorpus beschränkt sich allerdings, nur für sich genommen, auf weniger als 20 Seiten: Nach einem kurzen Prolog folgen sechs Kapitel à je 3 Seiten. Sie widmen sich der Vorgeschichte der 68er-Bewegung, der Ermordung Benno Ohnesorgs als auslösendes Moment für die eigentliche Revolte, den Hintergründen, Motiven und Ereignissen im Kernjahr 1968, der kulturellen Dimension des 68er Aufbruchs (das Kapitel 5: „Sex, Drugs and Rock'n Roll: ‚68‘ als kultureller Aufbruch“, S. 79–81, scheint mir besonders gut gelungen – es ist außerdem wunderbar farbig illustriert!) und schließlich dem Ende der Bewegung in den Folgejahrzehnten.

Checkt man einmal die Fakten, so sind dem Verfasser, soweit ich sehe, keine Fehler unterlaufen. Der Überblick über das wilde, hitzig aufgeladene, ambivalente Jahr 1968 in der Geschichte der Bundesrepublik ist solide recherchiert. Wer sich knapp informieren will, wird hier fündig werden. Manchmal ist der Horizont freilich nicht weit genug: Nicht nur wurde Rudi Dutschke in diesem Jahr angeschossen und schwer verletzt (an den Spätfolgen des Attentats sollte er 1979 sterben), in den USA wurden mit Martin Luther King jr. und Bobby Kennedy zwei gesellschaftliche Hoffnungsträger ermordet. Darin war für die kritisch denkende Öffentlichkeit durchaus ein beunruhigendes Muster zu erkennen.

Der Autor des Buches lässt Skepsis gegenüber der 68er Bewegung erkennen: Er ordnet ihr insgesamt – was aber nur für Teile der Bewegung gilt – einen illusionären Hang zur

Weltrevolution zu, kritisiert zu Recht die zur Rote-Armee-Fraktion führenden Gewalttendenzen, konstatiert die Zersplitterung in politische Sekten („K-Gruppen“) und einzelne Gruppierungen, die Aspekte wie den Frieden, die Frage der Gleichberechtigung der Frauen, ökologische Anliegen usw. besonders akzentuierten. Er würdigt die Integration vieler Anliegen der 68er Bewegung in der SPD, die ab 1969 mit Willy Brandt einen charismatischen Bundeskanzler stellen konnte, dem es durchaus gelang, „mehr Demokratie zu wagen“ und damit den Zeitgeist jener Jahre aufzufangen und politisch in Teilen zu kanalisieren.

Einzelne Urteile des Verfassers wären kritisch zu diskutieren, etwa seine Aussage „Von nun an ging es bergab“ (S. 59). Im Blick auf den Mörder von Benno Ohnesorg, den erst 2009 als Stasi-Spitzel enttarnten Ex-Polizisten Karl-Heinz Kurras, stellt sich m.E. durchaus die Frage, ob er nicht in Wahrheit sehr gezielt gehandelt hatte, als er dem jungen Mann in den Hinterkopf schoss. Könnte es nicht sein, dass Kurras diesen Mann fälschlich für den aus der DDR geflüchteten Überläufer Bernd Ohnesorge hielt, auf den er angesetzt war und dem er, wie klar dokumentiert ist, den Tod gewünscht hatte? Schließlich: Was der Autor in seinem – in jedem Falle sehr betrachtens- und lesenswerten – Bildband ganz unterschlägt, ist der subversive Humor einzelner Protagonisten der 68er Bewegung. Hier sei namentlich an Fritz Teufels Pudding-Attentat, sein wunderbares Buch „Klau mich!“ sowie seinen Spruch vor Gericht erinnert, als er gebeten wurde, sich bei Sitzungsbeginn zu erheben: „Wenn's denn der Wahrheitsfindung dient“.

Bei einer Neuauflage sollte der Verlag vielleicht eine Zeittafel hinzufügen. Das würde das mit Ereignissen prall gefüllte und chaotische Jahr 1968 für die Nachgeborenen etwas transparenter machen.

*Dr. Eberhard Martin Pausch*



**Ralf-Andreas Gmelin: Gott, Natur und Tintenfinger. Fritz Philippi, ein Wiesbadener Pfarrer, Dichter und Journalist. Gedanken und Gesichten aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg 1869 bis 1933.** BoD – Books on Demand, Norderstadt 2017. Paperback, 200 S. für € 7,99. ISBN 978-3-7448-6813-6

Der Verfasser ist Pfarrer der Evangelischen Ringkirchengemeinde in Wiesbaden, der über einen seiner Vorgänger schreibt. Im Vorwort schildert er, wie er beim Dienstantritt auf ein Regal gestoßen ist, in dem auch Bücher standen, deren Autor Fritz Philippi war, der von 1910 bis 1933 vor ihm Pfarrer dieser Gemeinde war. Damit war die Neugier Gmelins geweckt – und er schrieb eine Biographie des Vorgängers. Das Lebensbild beginnt, wie es nur natürlich ist, mit Kindheit, Schule und Studium. Fritz Philippi wurde am 5. Januar 1869 im damals kleinstädtischen Wiesbaden geboren, wo der Vater im heutigen Westend, genauer in der Hollmundstr. 37, eine Schlosserei betrieb. Der Sohn besuchte das Gymnasium und studierte evangelische Theologie in Berlin, Tübingen und Marburg. Einer seiner Lehrer war Adolf von Harnack (1851–1930). Daher war er ein sog. „liberaler“ Theologe und gehörte zur damals sog. Kirchlichen „Linken“ (vgl. S. 15). Nach der Ordination 1894 und der Heirat wirkte er ab Sommer 1897 als Pfarrer in Breitscheid im Westerwald. In dieser Zeit begann er auch seine schriftstellerische Tätigkeit mit Rezensionen, kleineren Kommentaren und Westerwälder Dorfgeschichten.

Von Breitscheid wechselte er 1904 nach Diez, wo die Seelsorge im dortigen Gefängnis zu seinen Pflichten gehörte. Die schriftstellerische Tätigkeit weitete sich aus zu autobiographischen Werken, Gedichten, Theaterstücken, Romanen und einem Sachbuch über den Strafvollzug. Nach fünf Jahren übernahm er dann die Pfarrstelle an der Ringkirche seiner groß gewordenen Heimatstadt. Den 1. Weltkrieg erlebte er als Feldgeistlicher im Raum Arras in Frankreich. Seine sehr patriotischen Aussagen sind Ausdruck einer damals verbreiteten Strömung und zeigen ihn als Exponenten eines Denkens weiter Kreise – gerade auch in der evangelischen Kirche der damaligen Zeit.

Da er schon 1933 starb, weiß man nicht, wie er sich in der Zeit unmittelbar danach verhalten hätte. Der Autor hat eindrucksvoll ein Lebensbild gezeichnet, dass bei aller Individualität gut als Ausdruck eines im wilhelminischen Deutschland verbreiteten evangelischen Pfarrertyps verstanden werden kann. Daneben kommen natürlich auch lokal interessierte Historiker voll auf ihre Kosten. Wer mehr wissen will, wird auch gerne zum begleitenden, vom gleichen Autor herausgegebenen Quellenband greifen: Kirche und Kultur wohnen

nun einmal bei einander im Erdenhaus – Fritz Philippi, eine intellektuelle Existenz im Spiegel literarischer Arbeiten. Bibliographie und chronologisches Lesebuch ausgewählter Texte 1898 bis 1933 (ISBN 978-3744875127).

Erwähnenswert ist sicher ebenfalls der inzwischen schon in 3. Aufl. erschienene Kirchenführer des Verfassers zur Wiesbadener Ringkirche: Der Dom der kleinen Leute, Wiesbaden 2008.

Martin Zentgraf



**Frauke Adrians: *Der Dreißigjährige Krieg. Zerstörung und Neuanfang in Europa.*** Palm-Verlag Berlin 2017, 192 Seiten für 24,95 Euro. ISBN: 978-3944594859

Als mit dem Prager Fenstersturz am 23. Mai des Jahres 1618 der Dreißigjährige Krieg begann, ereignete sich eine deutsche Ur-Katastrophe. Denn das Schlachtfeld dieses Krieges war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, und am Ende starben dort bis zu 40 % der Bevölkerung durch Krieg, Hunger und Seuchen. Aber dieser für die Deutschen traumatisch wirkende Krieg hatte zugleich eine europäische Dimension, was der Untertitel des vorliegenden Buches der auf Kultur fokussierten Journalistin Frauke Adrians anzeigt, und war auch eng mit dem 80-jährigen Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden verbunden. Und, um es vorweg zu nehmen: Dieses Buch bietet einen wirklich vorzüglichen, mehrperspektivischen Einblick in die Geschichte dieses Krieges.

Adrians Buch besteht aus acht übersichtlichen Kapiteln, die das Kriegereignis im Wesentlichen chronologisch nachzeichnen (das siebte Kapitel ist allerdings thematisch fokussiert und deshalb außerhalb der Chronologie):

- Vorboten der Katastrophe 1555–1618;*
- Der böhmisch-pfälzische Krieg 1618–1623;*
- Der dänisch-niedersächsische Krieg 1623–1629;*
- Der schwedische Krieg 1630–1635;*
- Der schwedisch-französische Krieg 1635–1648;*
- Der Weg zum Westfälischen Frieden 1641–1648;*
- Medien und Kunst im Krieg 1618–1648;*
- Krieg, Frieden und die Folgen 1648 bis heute.*

Eine ausführliche Zeittafel sowie Quellen- und Literaturangaben runden das Werk sinnvoll ab.

Frauke Adrians' Buch bietet einen kenntnisreichen Gesamtüberblick. Es enthält viele

interessante Details, arbeitet neuere archäologische Erkenntnisse ein (etwa die Ausgrabungen im Gräberfeld von Wittstock seit 2007, S. 67) und ist mit ausgezeichnetem Bildmaterial illustriert. Die Autorin hat einen Sinn für Sprache; ihre Sprachspiele und sprachlichen Anspielungen machen das Lesen zur Lust. Einige Beispiele: Sie redet von „verlorener Friedensmüh“ (S. 78), lässt Ernst Reuter anklingen: „Die Protestanten Europas schauten auf diese Stadt [nämlich: Magdeburg] ...“ (S. 82), was dieser jedoch anders als viel später Berlin keine Rettung beschern sollte. Auch wurde den „protestantischen Reichsständen [...] die Muskete auf die Brust gesetzt“ (S. 109).

Die Autorin macht in ihren durchgängig gut recherchierten Ausführungen deutlich, dass sich in der Motivation der den Krieg führenden Parteien von Anfang an religiöse und machtpolitische Aspekte mischten, wobei jene am Anfang leicht und diese am Ende sehr klar überwogen. Wie sonst könnte man es sich erklären, dass das streng katholisch regierte Frankreich gemeinsam mit den urprotestantisch gesinnten Schweden gegen das katholische Habsburg agierte und sich auch sonst (je länger je mehr) die religiösen Überzeugungen eher als legitimierendes Beiwerk der realen politischen Interessen herauskristallisierten?

Das Leben, Kämpfen und Sterben von Feldherren wie Albrecht von Wallenstein und Gustav Adolf wird anschaulich nachgezeichnet. Militärhistoriker könnten vielleicht bedauern, dass der Verlauf einzelner Schlachten nicht akribischer dargestellt wurde. Gustav Adolfs Triumph gegen Tilly bei Rain am Lech im April 1632 (S. 97) war immerhin eine strategische Meisterleistung: der Bau der Schiffsbrücke über den Lech, die Vernebelungstaktik durch Artilleriefire und das Abbrennen von nassem Stroh und der so mögliche Überraschungsangriff über den Brückenkopf – das war der Stoff, aus dem die Siege sind. Dafür aber wird Gustav Adolfs Motivation für sein Eingreifen in diesen Krieg unmissverständlich klargestellt: „An seiner religiösen Überzeugung gab und gibt es keinen Zweifel. Dennoch kämpfte der schwedische König zuallererst für die Machtentfaltung seines eigenen Reiches“ (S. 79). Muss vor diesem Hintergrund der heute „Gustav-Adolf-Werk“ genannte Verein zur Förderung der protestantischen Diaspora in Europa für alle Zeiten diesen Namen tragen?

Adrians zeigt auf: Das realpolitische Ergebnis des Westfälischen Friedens, das in mühevollen, jahrelangen Verhandlungen an zwei mit Bedacht getrennt gewählten Orten wie Münster und Osnabrück erzielt wurde, war alle politischen und diplomatischen Anstrengungen auf dem Wege wert gewesen. Errungen wurde nicht weniger als ein dauerhafter Frieden in Mitteleuropa und die vollständige Gleichberechtigung der Konfessionen, auch der calvinistischen, in Deutschland.

Im siebten Kapitel widmet Adrians sich der Entwicklung von Medien und Kunst. Hier wird erklärt, warum sich das Medium Zeitung (ursprünglich „Relation“ genannt) im Kontext des Krieges so gut entwickeln konnte: Es wurde gebraucht, um den Verlauf der Schlachten verfolgen und so die eigene Bedrohungslage antizipieren zu können. Und die großen Künstler der Zeit werden gewürdigt: Jacques Callot, Peter Paul Rubens, Rembrandt van Rijn, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Andreas Gryphius und Paul Gerhardt (leider fehlt bei den Dichtern der geniale Paul Fleming!).

Frauke Adrians blickt in ihrem Schlusskapitel auf aktuelle friedenspolitische Herausforderungen wie etwa die hoch problematische Situation im Nahen Osten (die durch die politisch brisante Entscheidung von US-Präsident Donald Trump, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen, nicht erleichtert werden wird). Das „Westfälische System“ und mit ihm verbundene Zusatzbedingungen könnten den Frieden, so die Meinung der Autorin, auch im Nahen Osten näherbringen. Es bedürfte nämlich durchgängig einer „Verrechtlichung“ der konfessionellen/religiösen Konflikte, der Einbeziehung dritter, fruchtbar vermittelnder Parteien, des Optimismus, der Ausdauer und der Kompromissbereitschaft auf beiden Seiten – und der konstitutiven Einbeziehung der Stimme der Opfer des Konflikts, damit nicht über sie hinweg, sondern mit ihnen zusammen der Friede gestiftet werden kann.

Auch wenn man diesem hoffnungsvollen Ausblick der Autorin in die Gegenwart, dem der Rezensent sich persönlich gerne anschließt, nicht folgen möchte, sollte man diesem Buch weitere Auflagen von Herzen wünschen. Denn es handelt sich um eine in jeder Hinsicht hervorragende Einführung in das zur Rede stehende Thema.

*Dr. Eberhard Martin Pausch*

**Valery Rees: Von Gabriel bis Luzifer. Eine Kulturgeschichte der Engel. Übersetzt aus dem Englischen von Andrea Graziano di Benedetto.** WGB Lambert Schneider Verlag, Darmstadt 2017, 343 S., 21 Abb., geb., für 29,95 Euro. ISBN: 978-3-650-40205-9.

Publikationen über Engel sind im Augenblick nicht eben selten. Allein zum von mir besonders bearbeiteten Erzengel Michael fallen mir außer der schon klassischen Monographie von Wilhelm Lueken von 1898 ein: die Studie von Johannes Peter Rohland über Michael als Arzt und Feldherr, mehrere Bände *Millénaire monastique du Mont Saint-Michel*, sowie einige Aufsätze letzter Zeit von Victor Saxer, Theofried Baumeister und Giorgio Otrando – letztere zum Michaelsheiligtum am Gargano in Apulien. Die genauen Angaben lassen sich der umfangreichen Bibliographie von Andrea Schaller in ihrer Hamburger Dissertation beim Fachbereich Kulturgeschichte und Kulturkunde über die Ikonographie und Verehrung des Erzengels im frühen Mittelalter aus dem Jahr 2006 bequem entnehmen. Verglichen mit diesen Titeln ist die hier vorliegende Arbeit von Valery Rees insgesamt eher enttäuschend.

Die Verfasserin beginnt mit einem Überblick über Engel vor allem in der hebräischen Bibel und im Neuen Testament, um von hier aus Kriterien zu entwickeln für weitere Blicke auf viele andere Kulturkreise, in welchen sie vergleichbare Gestalten ausmacht. Diese zunächst sympathische, universelle Vorgehensweise führt dann aber zunehmend zu Unschärfen im Einzelnen – d.h. die Autorin kann gar nicht in den vielen Bereichen zu Hause sein, denen sie sich zuwendet. Das wird gleich deutlich in den Abschnitten zu Qumran und zur Gnosis. Hinzu kommen Schwächen in der Übersetzung aus dem Englischen. Der Text spricht wiederholt vom Verfasser des Qumran, so als wenn Qumran nach dem Modell etwa des Koran verstanden worden wäre (vgl. S. 38 und 41). Die Autorin nennt die gnostischen Texte zum großen Teil verwirrend und verstörend (S. 41). Da nützen auch die vielen Zitate nicht, die eigentlich erklärt werden müssten.

Da ich mich besonders für Michael und seine Verehrung interessiere, habe ich diesen Abschnitt S. 196 ff. besonders intensiv gelesen. Ich muss gestehen, dass sich mein Urteil noch verschärft hat. Vieles ist assoziatives Aneinanderreihen von eher zufälligen Lese-

früchten statt Ergebnis systematischer Forschung oder Darstellung. Zu Michael müssten beispielsweise sein Bezug zu heilbringendem Wasser im Osten und zu den Höhen im Westen erklärt werden – wie etwa auch seine besonderen Verehrungsstätten in Ost und West. Nur eine herauszugreifen, reicht natürlich nicht.

Anderes etwa zum Platonismus Marsilio Ficinos ist sicher verlässlicher. Insgesamt entsteht der Eindruck einer Mischung guter und weniger guter Teile. In einem Epilog geht die Verfasserin auf die Frage ein, ob sie an Engel glaube. Zustimmung nennt sie Paul Tillich und seine Auffassung über den Mythos. Mythen drücken eine Art von Wahrheit aus, die mit wissenschaftlichen, historischen oder philosophischen Wahrheiten nicht in Widerspruch trete, weil sie einer anderen Ordnung angehöre. „Ich denke, Engel genießen einen ähnlichen Status“ (S. 284).

Martin Zentgraf



**Vishal Mangalwadi: Das Buch der Mitte. Wie wir wurden, was wir sind: Die Bibel als Herzstück der westlichen Kultur.** Fontis – Brunnen, Basel, 5. Auflage 2016. 608 S. für 21,99 Euro. ISBN: 978-3038480044

Wir leben in schwierigen Zeiten. Zwar brummt die Wirtschaft, aber es gibt eine Vielzahl von wichtigen Dingen, die uns Kopfzerbrechen bereiten. Die Bundestagswahl hat einen politischen Scherbenhaufen hinterlassen, Europa droht immer wieder einmal auseinander zu fliegen. Selbst ein Atomkrieg ist in manchen Köpfen durchaus wieder denkbar.

Unsere westliche Zivilisation, die sich lange etwas auf ihren rationalen Umgang mit Problemen zugute hielt, schwächelt und wird von allen Seiten bedrängt. Wut, Gewalt, Hass, Mordlust und Angst wabern herum und suchen sich verschiedene Manifestationen. Das reicht vom islamistischen Terror bis zu den identitären Bewegungen der Rechten, zeigt sich in halb-diktatorischen Figuren wie Erdogan, Orban und Assad oder Leuten wie Putin und Trump.

Wo liegen die Wurzeln der Angstzustände und neuen Unsicherheiten, die die westliche Zivilisation in Atem halten? Eine Reihe von Autoren versuchen das „Zeitalter des Zorns“ zu analysieren, darunter das gleichnamige Buch

des britisch-indischen Intellektuellen Pankaj Mishra und das Werk des Kameruner Achille Mbembe (Politik der Feindschaft, 2017). Sie alle suchen die Pathologien der Demokratie zu erklären.

Durch Zufall bin ich auf ein Werk des indischen Philosophen Vishal Mangalwadi gestoßen, das am Ende der Reformationsdekade noch einmal den Blick auf das Herzstück westlicher Kultur lenkt: „Das Buch der Mitte“ – die Bibel.

In einer breit angelegten, sorgfältigen Analyse zeigt Mangalwadi, dass die Seele westlicher Zivilisation seit Augustin die Bibel ist, die eine optimistische und hoffnungsfrohe Sicht auf Gott und Menschen verbreitet, die sich fundamental unterscheidet von den fatalistischen islamischen, buddhistischen oder hinduistischen Zugängen seiner Heimat Indien, aber auch der westlichen Postmoderne, die die Bibel als irrational und nicht mehr zeitgemäß ablehnt, aber selbst keine gültigen Antworten auf die Frage nach „der Wahrheit“ gibt, sondern in der Analyse und im Relativismus verharret.

Im Gegensatz zu anderen Schriften der großen Weltreligionen enthalte die Bibel ein enormes Potential von Freiheit und habe damit einen erstaunlichen – heute kaum noch bewussten – Einfluss auf die Entwicklung der modernen westlichen Gesellschaft genommen, die es durch Mission und Globalisierung auch an andere Kulturen weiter gegeben habe.

Mit der absoluten Freiheit Gottes des Schöpfers, der sich zugleich in der Menschwerdung Jesu aus freiem Willen seiner Schöpfung barmherzig zuwendet bis zur letzten Konsequenz im Kreuzestod, in dem der Mensch frei gesprochen wird von der Sünde, enthält nach Mangalwadi die Bibel ein Leitbild zur Erkenntnis und zum Handeln, das Politik, Wissenschaft und Technik beflügelt hat und auch ein Schlüssel zum Verständnis der westlichen Kunst, Literatur und Musik ist, deren größte Werke sich in der einen oder anderen Weise auf die Bibel beziehen. Mit dem Erlahmen des Interesses an der Bibel – auch in den Kirchen – ging die Vorstellung von einem großen Ganzen und dem „Wahren Guten Schönen“ verloren und „Wahrheit“ wurde zu einer Funktion sozialer Konvention und ist für die Postmoderne nicht mehr erkennbar.

Diese fundamentale These von der Bibel als befreiende und beflügelnde Seele westlicher Kultur dekliniert Mangalwadi in 20 Kapiteln durch in einer historischen Analyse der verschiedenen Aspekte von Kultur und Gesellschaft und zeigt in immer neuen, überraschenden Wendungen ihre einzigartige kulturelle Kraft. „Sie war der intellektuelle und moralische Kompass des Westens, ... der seinen Werten und Institutionen die Berechtigung verlieh. Hingegen führt die Ablehnung der Bibel wieder zu ... Dekadenz. Dies brachte die Moderne zum abrupten Stillstand – gerade ... als sich die westliche Kultur anschickte, sich in der Welt großer Beliebtheit zu erfreuen.“

Die Konsequenzen der „Amputation der Seele“ beschreibt Mangalwadi mit Malcom Muggeridge folgendermaßen: „Wir leben in einem Albtraum, gerade weil wir versucht haben, ein irdisches Paradies zu errichten. Wir glaubten an den Fortschritt. Auf die Führung des Menschen fixiert, haben wir dem Kaiser gegeben, was Gottes ist ...“

Er setzt ein mit der Beschreibung der totalen Gegensätzlichkeit der Musik von Johann Sebastian Bach, die zur höheren Ehre Gottes geschrieben wurde und der nihilistischen Hardcore-Musik des amerikanischen Pop-Musikers und Selbst-Mörders Kurt Cobaine, die Ausdruck seiner Verzweiflung und nihilistischen Sinnlosigkeit ist. Er entwickelt anhand der augustinischen Musiktheorie, die abgeleitet aus der Bibel die Gottesdienste, später von den Klöstern ausgehend Gregorianik und Polyphonie entfaltet, durch die Reformatoren in ihren Kirchenliedern schließlich auch das einfache Volk erreicht und schlussendlich die ganze geistliche und säkulare Musik der europäischen Klassik geprägt hat, bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts andere Einflüsse sie zurückdrängten.

Mitmenschlichkeit, Vernunft und Technik entwickelten sich unter dem Einfluss der biblischen Überlieferung, die ausgehend vom Wort Gottes Sprache, Bildung und Literatur beflügelte und mit ihrer Ethik und ihren Werten Ehrlichkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, aber auch Verantwortungsbewusstsein und Freiheit das Miteinander in der Gesellschaft prägte. So wurde, im Gegensatz zu anderen Kulturen, deren Menschen durchaus vergleichbare kulturelle Leistungen hatten, einen Entwicklungsprozess angestoßen und

ständig neu motiviert, der die westliche Zivilisation einzigartig nach vorn brachte. Dabei übersieht der Autor keineswegs die brutalen Seiten westlicher Geschichte mit Kriegen, Ausbeutung, Sklaverei und anderen negativen Aspekten.

Die Fülle seiner Belege, dass hinter vielen Errungenschaften unserer westlichen Kultur und Gesellschaft die Kraft des in der Bibel überlieferten Evangeliums steckt, ist beeindruckend. Zugleich verknüpft er seine historische Analyse mit eigenen Erfahrungen in der indischen Gesellschaft, die durch Hinduismus, Buddhismus und Islam geprägt ist und lässt den Leser teilhaben an der Entwicklung seines persönlichen Glaubens, der im Kampf für die „Unberührbaren“, die kastenlosen Dalits und durch die Anfragen seiner nichtchristlichen Freunde und Gegner immer neu herausgefordert wird.

Durch meine eigenen Erfahrungen in unserer indischen Partnerkirche und im interreligiösen Dialog kann ich viele seiner Beobachtungen dort bestätigen. Mangalwadis Buch zeigt, dass die Entwicklung des Glaubens keine Einbahnstraße ist, die von Europa ausgeht. Sicherlich kommt für uns in Deutschland sein eher am britischen und amerikanischen Protestantismus orientierter evangelikal geprägter, optimistischer Glaube etwas vollmundig daher. Dennoch könnte diese Stimme aus Asien uns ermutigen, als Christen in Europa uns neu auf die Suche zu machen nach dem tragenden Fundament, das uns hilft die Ängste der Menschen und die nihilistischen Tendenzen in unserer Gesellschaft, die das Miteinander stören und zerstören, zum Guten zu wenden.

Konrad Schulz



**Christoph Bergner: Europas christliche Wurzeln. Beiträge zur Gestaltung der EU in der Krise.** Calwer Verlag, Stuttgart 2018, broschiert, 108 Seiten für 9,95 €. ISBN: 978-3-7668-4465-1

„Die heutige Gestalt unseres Gemeinwesens ist ohne die christlichen Kirchen nicht denkbar. Und sie ist nicht denkbar ohne die Reformation.“ Was der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck anlässlich des Festaktes „500 Jahre Reformation“ am 31. Oktober 2016 sagte, ist insofern ungewöhnlich, als in der EU

über religiöse Fragen nicht gesprochen wird. In ihrem Selbstverständnis kommt Religion nicht vor. Der französische Präsident Emmanuel Macron hat am 26. September 2017 in seiner großen Rede über die Zukunft Europas kein Wort verloren über die Bedeutung des Christentums für Europa und der Integration des Islams.

Es geschieht also zum richtigen Zeitpunkt, wenn der Bensheimer Pfarrer Christoph Bergner darauf hinweist, dass Europa ohne seine christlichen Wurzeln nicht zu verstehen ist. Entschieden setzt er sich für einen Diskurs in der EU ein, der die Bedeutung des Christentums für Staat, Wirtschaft und Kultur in Europa herausstellt.

Sein Buch liest sich als anregender, teilweise ausgesprochen spannender Essay, der eine kluge Analyse der Probleme Europas mit einer beachtlichen Würdigung dessen verbindet, was das Christentum und speziell der Protestantismus für Europa beigetragen haben.

Die Krise der EU, so Bergner, ist offenkundig. Sie wird sichtbar am „Brexit“, an der für viele undurchsichtigen Brüsseler Bürokratie, dem Problem, wie Muslime mit ihrer anderen Kultur und Religion integriert werden können, der Frage des für die Eurostaaten geltenden Rechts und der Unklarheit der von der EU verfolgten Ziele. Es fehle an einer europäischen Identität.

Dies alles fordere Europa heraus, sich seiner Geschichte zu vergewissern und über seine kulturellen Grundlagen nachzudenken. Das schließe ein, den Vernetzungen nachzugehen, „in denen das Christentum eine bedeutsame Rolle spielt. Es hat die Denkweisen und Haltungen, die Strukturen und Muster unserer Kultur, unseres Wirtschafts- und Sozialsystems und unsres Alltags mehr geprägt, als wir uns in der Regel bewusst sind“ (S. 48).

Im ersten Teil seines Buches bündelt der Autor einige Problemanzeigen. Der Versuch der EU, das säkulare Europa auf Werte zu verpflichten, erscheint ihm ungeeignet, da deren Anwendung permanent zu Konflikten führe.

Die Wertedebatte verheiße einen für alle verbindlichen Konsens, der unerreichbar bleibe. Es gelinge auch nicht, Europa durch politische Arbeit eine Seele zu geben, wie Jacques Delors erhoffte. In der „postsäkularen Gesellschaft“ (Jürgen Habermas) habe sich, entgegen früheren Prognosen, die Religion nicht erledigt. Der Dialog der Religion(en) müsse

daher wahrgenommen werden. Bergner sieht die Säkularisierung auch als Chance der Kirche. Aus soziologischen Daten lasse sich die Bedeutung von Kirche und Christentum nicht ableiten, wie das Beispiel der Wende in der DDR 1989 zeige, bei der die Kirchen „eine entscheidende Rolle“ (S. 28) spielten.

Die europäischen Kirchen hätten zwar erreicht, dass ihre rechtliche Position im Vertrag von Lissabon abgesichert wurde, aber es gelang ihnen nicht, den Gottesbezug in der Präambel der EU-Verfassung zu verankern. Bergner hält dies für „eine merkwürdige Verzerrung der Realität“ (S. 35). Immerhin gehörten mehr als 80 Prozent der Einwohner der EU einer Kirche an. Dennoch betrachte die EU das Christentum nur noch als „Erbe“, „als ob die Geschichte des christlichen Glaubens abgeschlossen sei“ (S. 36).

Erhellend ist ein Kapitel über den „Fremde[n] Islam“ (S. 36-46), das erläutert, weshalb es in Europa kein Vorbild für gelungene Integration der Muslime gibt. Es verdeutlicht, dass der Islam „Staat, Gesellschaft, Familie und Leben jedes Einzelnen umfassend und rechtlich verbindlich prägt“ (S. 37). Die Frau sei ihrem Mann zum Gehorsam verpflichtet, eine umgekehrte Gehorsamspflicht des Mannes gegenüber der Frau gebe es nicht. In allen Schichten der islamischen Gesellschaft, auch bei Gebildeten, bestehe „eine tiefsitzende Aversion gegen die westliche Lebensweise“ (S. 40).

Die westliche Vorstellung von Ehe und Familie erscheine ihnen desolat. Eine dem Westen vergleichbare Trennung von Staat und Religion sei im Islam unbekannt. Bergner macht plausibel, weshalb das liberale westliche Europa auf den Islam hilflos reagiert: er zwinge es, „wieder neu über seine eigene religiöse Herkunft nachzudenken“ (S. 46).

Im zweiten Teil wird dargestellt, was das Christentum für Europa beigetragen hat. Hier sei nur auf die Entwicklung der rechtlichen und organisatorischen Selbständigkeit der Kirche gegenüber weltlichen Herrschaftszentren hingewiesen. Sie habe zu einer Trennung geführt, „die für die Kirche in Europa typisch ist“ (S. 50).

Der Autor kennzeichnet die evangelische Kirche als „eine Institution, die vom Einzelnen her gedacht und gestaltet wird“ (S. 52). Gerade durch ihre Selbstbe-

schränkung habe sie wesentlich zur Moderne und zur Entwicklung der Demokratie beigetragen. Er verweist auf die europäische Dimension der Reformation und fragt mit Recht, weshalb „die europäischen Institutionen die Beiträge der christlichen Kirchen kaum zu würdigen wissen und ... sie nicht für die Entwicklung Europas nutzen“ (S. 54).

Nach Luthers Freiheitschrift von 1520 ermögliche der Zuspruch des Evangeliums dem Menschen „Freiheit gegenüber Institutionen und Machtansprüchen“ und verpflichte „ihn zugleich ... zum Dienst an der Welt“ (S. 60). Um die Wirkung dieses Impulses zu verdeutlichen, erinnert Bergner an Dag Hammarskjöld, den schwedischen (nicht: norwegischen!) Generalsekretär der Vereinten Nationen, dessen Friedensarbeit durch radikalen evangelischen Glauben motiviert war (als weiteres Beispiel hätte Nathan Söderblom erwähnt werden können).

Interessant sind auch Bergners Ausführungen über die Musik (S. 61-66), die sich auf einzigartige Weise im europäischen Kulturraum ausgebildet hat. Hier wird das Anliegen des Musikers und Musikwissenschaftlers erkennbar, die musikalische Kultur zu würdigen, die, von Luther angestoßen, die Musik in protestantischen Gebieten zu neuer Blüte brachte.

Überlegungen zu der vom Christentum geprägten Kunst (die den Muslim Navid Kermani das Staunen lehrt) und philosophischen Zugängen zur Besonderheit Europas schließen sich an. Zu denken gibt, dass gerade ein jüdischer Gelehrter, Josef Weiler, im christlichen Glauben jene Achtung vor der „Andersheit des Anderen“ (S. 84) erkennt, die Europa braucht.

Der dritte Teil führt als wichtigste Beiträge des Protestantismus für Europa die neue Beziehung zwischen Christen und der Welt an, die in der Unterscheidung der zwei Regimente zur Geltung komme, das Narrativ der Freiheit des Einzelnen und eine konstruktive Pluralität. Wie aus dem christlichen Freiheitsbegriff Verantwortung erwächst, stellt der Autor am Modell der Sozialen Marktwirtschaft dar.

Zum Schluss empfiehlt er den evangelischen Kirchen, „die Regionen zu fördern“ und die „Verantwortung vor Ort“ (S. 101) zu stärken. Leider erwähnt er nicht die ‚Charta Oecumenica‘, in der die Kirchen der KEK bzw. CCEE sich schon 2001 verpflichteten, sich „für ein

humanes und soziales Europa“ (Art. 7) einzusetzen. Er schlägt Partnerschaften zwischen europäischen Kirchengemeinden, gegenseitige Hilfsaktionen und die Gründung einer europäischen Synode vor. Auf vielen Wegen sollten die Kirchen, auch die Leitungsorgane der EKD, „Interesse an Europa wecken“ (S. 102).

Hoffentlich finden Bergners Vorschläge Resonanz. Sein gut begründetes Plädoyer, Europa im Bewusstsein seiner christlichen Wurzeln mitzugestalten, sollte von vielen gelesen und diskutiert werden.

Michael Heymel

## EVANGELISCHE PARTNERHILFE

### Dank an alle Spenderinnen und Spender

Liebe Schwestern und Brüder,  
liebe Freundinnen und Freunde der  
Evangelischen Partnerhilfe,

auf diesem Wege möchten wir uns im Namen aller Empfänger sehr herzlich bei Ihnen für Ihre Spende bedanken.

Seit nunmehr 25 Jahren unterstützt die Spendenaktion Evangelische Partnerhilfe Pfarrerinnen und Pfarrer sowie weitere kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in vielen Empfängerkirchen in Mittel- und Osteuropa. Wir sind sehr froh und dankbar für die Treue aller Spenderinnen und Spender zur Aktion Partnerhilfe. Ihre Spenden ermöglichen u. a. die Hilfe auch in vielen Notsituationen, über die wir immer wieder informiert werden. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben sich in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas nur langsam oder gar nicht verbessert. Leider gibt es im östlichen Europa derzeit Regionen, in denen die gesundheitliche oder soziale Versorgung kaum mehr funktionieren. Davon sind auch die Mitarbeitenden in einigen der über 40 Empfängerkirchen betroffen. Dabei haben es Familien mit vielen Kindern, Pfarrwitwen und Ruheständlern ohne ausreichende Altersversorgung besonders schwer.

Uns erreichten wieder sehr viele bewegende Danksagungen von den Empfängern. Zum Jahresende 2017 konnte die Partnerhilfe Spendeneinnahmen in Höhe von 1,633 Millionen Euro verzeichnen.

Derzeit bereiten wir die Weiterleitung der Spenden an die Mitarbeitenden in den Empfängerkirchen vor. Auch bemühen wir uns weiterhin sehr um neue Spenderinnen und Spender und hoffen auf eine positive Entwicklung.

So verbinden wir unseren Dank mit der freundlichen Bitte, die Partnerhilfe weiter-

hin zu unterstützen und gerade auch jüngere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Pfarrerinnen und Pfarrer mit dieser langjährigen Spendenaktion – direkt von Mensch zu Mensch – bekannt zu machen und zur Beteiligung einzuladen. Auch einmalige Spenden sind sehr willkommen. Weitere Auskünfte werden auf Wunsch gern gegeben.

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen für 2018 von der Evangelischen Partnerhilfe!

Dagmar Christmann  
Geschäftsführerin

Ulrich Barniske  
Vorsitzender

## LESERBRIEF

### Zum Artikel „Fünf Essentials“ von Eberhard Pausch im HessPfBl 5/2017

Sehr geehrter Kollege Dr. Eberhard Pausch, *Mut, Bibel, Bildung, Gewissen und Theologie* – an diese fünf Begriffe binden Sie die andauernde Bedeutung Martin Luthers.

Doch was für künftig Gutes versprechen Sie sich davon?

Womöglich handelt es sich bei den Essentials eher um Hypotheken denn um einlösbare Wechsel.

Zwischen Hus und Luthers „*Mut*“ liegen 100 Jahre Nachdenken über Bann und Acht, das ein Netz unters Drahtseil von Worms webte. Und: War Hus mit Feigheit nicht besser beraten? In Augsburg jedenfalls trat *Melanchthon* auf. Ordnung, nicht *Mut*, wies den Weg der Reform. Gutes Beispiel: Bugenhagen in Braunschweig.

Die *Bibel* als „Ursprungs- und Orientierungsdokument“ zu sehen: in welche Enge führt das? Wenn schon, ist doch vom Plural zu sprechen. So wie in „der“ *Bibel* (Römer

1,2 u. ö.), dort freilich nur für den Kanon des TaNaCh. Luther selber betrachtet seine Bibel auch nicht als Dokument, sondern wie ein Fenster zum solus Christus.

Demzufolge kann die Bibel nicht lesen, wer sie an Luthers Deutsch *gebildet* liest. Römer 3, 21–24 in Griechisch – in Kenntnis der hebräischen Bezüge –, die ersten zehn Gebote *vor* dem Katechismus zu lesen: das reichte schon, um skeptisch zu werden. Studien zum Fundamentalismus ließen aufmerken, was man mit einem Text in der Landessprache so alles machen kann.

Sein *Gewissen* brachte Luther gewiss weiter ... aber auch ins Kloster. Es gibt wohl nicht bloß *eine* „entscheidende ethisch-moralische Urteilsinstanz“. Auch hier gehörte der Plural hin. Und damit werden Gefühle gleichrangig. Gute Beispiele: Luthers Mut und Musils Mann ohne Eigenschaften.

Durch das Vertrauen auf die Liebe Gottes wird niemand gerecht. Schließlich ist das *sola fide theologisch* imputativ gemeint. Abgesehen davon: Die Zahl der Gemüter, die eine Lehre der Rechtfertigung erwärmt, dürfte geringer sein als die, die ein Segensroboter zu erhitzen vermag.

Diese Abgestumpftheit ist zwar harmlos, aber nicht ungefährlich: Die Lehre der Rechtfertigung basiert immerhin auf dem Irrtum eines Irrtums (mit verheerenden antijüdischen Folgen). Weder hat Paulus Habakuk, noch Luther Paulus und Habakuk verstanden. Wozu auch. Holzwege sind ja besondere Sackgasen: sie erschließen nützlich den Wald. So gesehen, bleiben Paulus und Luther ehrwürdige Wegbereiter.

Es gibt aber auch andere, die uns beim Auffinden unserer Identität leiten können, wer weiß, vielleicht sogar durch den Wald hindurch:

Wurde Aquinos umfänglichste Summa einst durch Luthers Nachttischlektüre „Von der Freiheit“ in den Senkel gestellt: Beides wird durch drei Seiten von Basilius getoppt (HPn, Kap. IX). Dieses Beispiel ist das vornehmste jener Abhandlungen, die ich bislang als evangelische Theologie empfand.

Mit allen guten Wünschen – auch für Ihr neues Amt – und freundlichen Grüßen

*Volker Mahnkopp*

*Die persönlichen Nachrichten wurden  
in dieser Ausgabe zum Schutz der  
persönlichen Daten entfernt.*

*Die persönlichen Nachrichten wurden  
in dieser Ausgabe zum Schutz der  
persönlichen Daten entfernt.*

## Kirche macht Gott zum „Es“ – Gender-Irrsinn oder sinnvolle Änderung?

Uppsala. Die protestantische Kirche in Schweden hat im vergangenen November beschlossen: Gott hat kein Geschlecht! Fortan sollen Geistliche im Gottesdienst geschlechtsneutrale Begriffe verwenden, wenn sie von Gott sprechen. Nur das Vaterunser bleibe.

Für die Entscheidung im schwedischen Uppsala hagelte es Kritik, wie die britische „Daily Mail“ berichtete. Ist das alles ein großer Irrsinn oder eine längst fällige Änderung?

### **Erneuerung von Gottesdiensten**

Der Beschluss, in Gottesdiensten auf Begriffe wie „Herr“ oder „Er“ zu verzichten und dafür das neutralere „Gott“ zu verwenden, wurde von der evangelisch-lutheranischen Kirche während einer Tagung zur Erneuerung eines Handbuchs zur Gottesdienstgestaltung getroffen.

Pfingsten, im kommenden Mai also, soll die Regelung endgültig in Kraft treten.

### **„Gott ist kein Mensch“**

Antje Jackélen, die erste weibliche Erzbischöfin der schwedischen Protestanten, sagte „Daily Mail“: „Theologisch wissen wir, dass Gott jenseits unserer Geschlechtsbestimmung ist. Gott ist kein Mensch.“

Die Idee für eine inklusive Sprache in Gottesdiensten existiere bereits seit Einführung des Handbuchs im Jahr 1986.

### **Kritik von vielen Seiten**

Christer Pahlmblad von Schwedens Lund Universität kritisierte die Entscheidung in einer christlichen dänischen Zeitung und meinte, diese „unterminiere die Doktrin der Dreieinigkeit und damit die Gemeinschaft mit anderen christlichen Kirchen.“

Die deutschen „Katholischen Nachrichten“ bezeichneten den Beschluss als „Gender-Irrsinn“.

### **Diskussion in Deutschland**

Auch hierzulande gibt es immer wieder Diskussionen über eine inklusive Sprache in der Bibel. Die ehemalige Familienministerin Kristina Schröder sorgte 2012 mit ihrer Aussage für Aufsehen, der Artikel „der“ hätte nichts zu sagen. „Man könnte auch sagen: das liebe Gott“.

Mit dem Projekt „Bibel in gerechter Sprache“ wurde vor einigen Jahren versucht, eine Bibelübersetzung zu liefern, die von Gott gleichermaßen weiblich und männlich spricht. Trotz einzelner Unterstützung überwog laut „Süddeutscher Zeitung“ auch bei diesem Projekt die Kritik.

### **Weibliche Gottesbilder**

Feministische Theologinnen wie Mary Daly verweisen seit Jahrzehnten auf weibliche Gottesbilder in der Bibel. Sie argumentierte bereits 1973: „So lange Gott ein Mann ist, ist das Männliche Gott.“

Ob Gott als Neutrum in Gottesdiensten tatsächlich helfen wird, den Vaterbegriff in der Bibel zu reflektieren und das Weibliche im Christentum sinnvoll zu überdenken, ist noch lange nicht geklärt. Dennoch ist die Entscheidung ein Anstoß.

Inhalt:	
Editorial .....	2
Zukunft auf gutem Grund Impulsreferat zur Ökumene bei der EKD-Synode <i>Christiane Florin</i> .....	3
Mit Schuld umgehen Erfahrung im Gefängnis <i>Frank Illgen</i> .....	8
Wider die Degradierung eines Berufsstands Erster Konvent von Schulpfarrer/innen in der ELKB <i>Roland Spliesgart</i> .....	9
Ungehaltene Rede Dank eines (Ur-)Altordinierten anlässlich der Jubiläumsfeier <i>Traugott Linz</i> .....	13
Einladung zur Tagung der Pfarrfrauen und Pfarrmänner der EKKW .....	15
Für Sie gelesen .....	15
Evangelische Partnerhilfe Dank an alle Spenderinnen und Spender .....	23
Persönliche Nachrichten .....	24
Auch das noch .....	27
Einladung zum Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer in der EKHN .....	Heftmitte

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

## Impressum:

**Herausgeber und Verleger:** Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, [www.ekkw.de/pfarrverein](http://www.ekkw.de/pfarrverein).

**Schriftleitung und Redaktionsanschrift:** Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.  
E-Mail: [ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de](mailto:ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de)

**Redaktionskommission:** Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, [pfarrverein@ekkw.de](mailto:pfarrverein@ekkw.de); Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, [pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de](mailto:pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de); Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

**Druck:** Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.  
ISSN – 0941 – 5475

**Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 3. 2018**